

*Die
Augen
von
Isharin*

Gabriele Witt



Willkommen

IN ISHARIN

*„Lass die Schwingungen
durch dich hindurch fließen.“*

Viel Freude beim Lesen.

Gabriele Witt

„Schluss damit!“ Die knotige, vom Alter fleckige Hand schlug mit erstaunlicher Kraft auf die hölzerne Tischplatte. „Ich sage es Euch zum letzten Mal, Meisterin, das ist Sache des Senats. Ihr und die Ihren werden keinen Alleingang unternehmen. Wir werden prüfen, was an den Gerüchten über einen Chanji steckt – gründlich und in Ruhe. Dann wird der Senat gemeinsam entscheiden, ob und was zu tun ist.“ Die trüben Augen des alten Mannes blickten die jüngere Frau streng an. „Und bis es so weit ist, Meisterin, haltet Ihr Euch zurück.“

Die Kiefer der Frau zuckten und ein kurzes Blähen ihrer Nasenflügel offenbarte die Wut, die sie nur mühsam unterdrücken konnte. Sie nickte ruckartig mit dem Kopf, um ein Minimum an Respekt vorzutäuschen, drehte sich um und verließ mit langen Schritten die große Halle. Zwischen den Mitgliedern der Versammlung aus Frauen und Männern entstand ein Raunen. Einige schüttelten die Köpfe, auf einigen Gesichtern der Senatoren zeigte sich ein Anflug von Besorgnis. Der alte erste Senator wandte sich an seinen Sitznachbarn an den im Halbrund aufgestellten Tischen. Im Licht der Fischlampen sah sein Gesicht eingefallen und uralt aus.

„Was meint Ihr, Roderink? Werden sie auf uns hören?“ Seine lautlos gestellte Frage klang in Roderinks Kopf besorgt und erschöpft. Seine Hand zitterte leicht, als er ein Glas Wasser an die blassen Lippen führte.

„Bisher haben sich die Conservatoren immer noch an die Beschlüsse des Senats gehalten“, antwortete der Angesprochene lautlos. Er beugte sich leicht vor und sprach mit leiser Stimme. „Wir können nichts tun, als sie genau zu beobachten“, murmelte er.

„Ihr führt etwas im Schilde“, flüsterte der Alte zurück.
„Was habt Ihr vor?“

Roderink zuckte die Schulter und ein Lächeln trat in seine Augen. „Sagen wir mal so. Ich bin besser informiert, als sie denken.“ Auf den fragenden Blick seines Nachbarn hin schüttelte er nur den Kopf. „Es ist besser, wenn Ihr keine Einzelheiten kennt. Aber ich denke, ich weiß, wer der Anführer der Conservatoren ist. Er ist rücksichtslos und ohne Skrupel. Wir müssen vorsichtig sein. Nicht nur der Chanji ist in Gefahr, befürchte ich. Dieser Mann wird alle aus dem Weg räumen, die nicht den radikalen Ansichten der Gruppe folgen. Und ich befürchte, er ist näher, als wir bisher dachten.“ Er legte eine Hand auf den mageren Unterarm des ersten Senators. „Ihr solltet gut auf Euch achten“, flüsterte er leise.

Der alte Mann lächelte und antwortete lautlos: „Ich bin schon so alt, um mich ist es nicht schade. Jüngere Frauen und Männer, so wie Ihr, das ist es, was wir jetzt brauchen.“ Er tätschelte freundlich die Hand auf seinem Arm. „Ich gehe mich jetzt ausruhen. Gute Nacht, Roderink.“ Er verließ die Halle des Senats, auf seinen Stock gestützt, mit langsamen Schritten. Das Klopfen der Stockspitze auf dem Steinboden des langen Gangs im Senatsgebäude von Nostrum hallte leise über die hohen Wände.

Ihm entgingen die drei Personen, die in einem Quergang des Gebäudes beobachteten, wie der erste Senator langsam vorbeischritt.

„Dieser alte Narr“, zischte die blonde Frau, immer noch erobst über die Abfuhr, die sie heute vor dem Senat erhalten hatte. Sie biss wütend die Zähne zusammen.

„Du hast Recht. Du hast ja Recht“, murmelte der hochgewachsene, dunkelhaarige Mann neben ihr. „Aber

beherrsche dich. Und deine Gedanken“, ermahnte er. „Roderink hört Mäuse husten und Quallen rudern. Wir müssen uns bedeckt halten. Gehe jetzt, beruhige dich und konzentriere dich auf deine Aufgaben. Deine Arbeit mit den Novizen ist zu wichtig, hörst du?“ Er blickte die Blonde ermunternd an. Sie straffte sich, nickte kurz und ging dann davon.

Der dunkle Mann wandte sich an seinen verbliebenen Begleiter, der bisher stumm in seinem schlichten Dienergewand neben ihm gewartet hatte. Die bisher gelassene Fassade seines Herrn verschwand und sein gutaussehendes Gesicht wurde kalt. „Ich habe genug von diesem alten sturen Bock. Du wirst dich um ihn kümmern. Lass es wie Altersschwäche aussehen. Schlaganfall, Herzinfarkt ... was auch immer. Er muss sterben. Erledige es heute Nacht noch.“ Mit einer Handbewegung winkte er den Diener fort, sicher, dass sein Auftrag erfüllt würde. Wie immer. Und dann würde er sich um den Chanji kümmern. Niemand würde sich ihm in den Weg stellen.

*

Ein Barrakuda schwamm langsam am Fenster vorbei. Die messerscharfen Zähne glitzerten im Licht, das sanft durch das dicke Glas drang. Dunkle, lidlose Augen beobachteten starr jede Bewegung der Gestalten im Zimmer hinter der Scheibe. Die beiden jungen Frauen kümmerten sich nicht um den großen Raubfisch, das Riff war voll davon.

„Heute werden die neuen *Betreuungen* verkündet.“ Lenka ordnete die Falten ihres einfachen, graublauen Gewandes, sodass es glatt bis fast zum Boden fiel, dann band sie den Gürtel locker um ihre Hüfte. Sie war groß für ihre siebzehn

Jahre und recht stolz darauf, schon im dritten Jahr in Prime den Priesterinnen zu dienen.

Ihre Zimmergenossin Iri seufzte. Mit ihren vierzehn Jahren war sie eine der jüngsten Novizinnen. Zudem war sie klein und schmal, mit der zarten, sommersprossigen Haut und den roten Haaren der Nordleute sah sie sogar noch jünger aus. Die Älteren, wie Lenka, bekamen immer die interessanten *Aiden*. Für Iri und die anderen jungen Mädchen blieben nur die langweiligen *Greisi* zur Betreuung übrig.

„Bist du fertig?“, fragte Lenka und drehte sich zu ihrer Mitschülerin um, die sich eben noch die weichen, mit Leder verstärkten Stoffschuhe zuschnürte. Schüchtern nickte Iri. Die Mädchen stellten sich nebeneinander an die Tür ihres Zimmers und fassten sich an den Händen. Zart und hell die einen – lang, kräftig und dunkel die anderen. Sie sahen sich ruhig an, atmeten einmal tief ein und langsam wieder aus. Dann schlossen sie kurz die Augen und öffneten sie nach wenigen Momenten wieder. Sofort spürte Iri, wie sie ruhiger wurde.

„Nimm die Lampe“, bat Lenka. Iri griff den Behälter mit dem schwach orange leuchtenden Fisch und öffnete die Tür. Vorsichtig trug sie die schwere Lampe vor sich her, sorgfältig darauf achtend, dass kein Wasser auf den Steinboden schwappte. Schweigend gingen die Mädchen den Gang hinunter in Richtung Halle. Sie füllte sich rasch. Gruppen von Mädchen und Jungen strömten aus den sternförmig um den runden Saal angeordneten Gängen. Iri staunte wieder einmal über die riesigen Ausmaße des Raumes.

„Dreihundert Personen finden hier drin Platz“, hatte Lenka ihr kurz nach ihrer Ankunft erklärt, „und die Decke ist höher als ein Buckelwal lang ist“. Iri wusste nicht, was ein Buckelwal war, aber eine ausgewachsene Eiche ihres Heimatwaldes hätte

bequem unter der steinernen Decke der Halle Platz gehabt. Allerdings bezweifelte Iri, dass der Baum genügend Licht zum Wachsen hätte, denn durch die kleinen runden Fenster mit den dicken Glasscheiben drang nur gedämpftes grün-blaues Licht. Unter der gewölbten Hallendecke hingen große, runde Leuchter aus glänzender, armdicker Koralle. Daran befestigt waren Hunderte wassergefüllte Lampen, in denen die Leuchtfische ihr sanftes Glühen verbreiteten. Es dauerte Stunden, alle Fische jeden Tag zu versorgen, ihnen frisches Wasser und Futter zu geben.

Um diese Tageszeit verbreiteten sie ein orangefarbenes bis gelbliches Licht, fast wie Sonnenlicht, dachte Iri sehnsuchtsvoll. Manchmal fehlte ihr die Sonne. Aber nur manchmal, gestand sie sich ein. Hier in Prime war alles so anders und wundervoll, kein Vergleich mit zu Hause. Die steinernen Wände der Halle waren kunstvoll mit abstrakten Mosaiken aus weißen Muschelschalen, glänzenden Korallen und glitzernden Edelsteinen verziert. Sie warfen das weiche Licht zurück auf die versammelten Novizen in der Halle. Jungen und Mädchen von allen sechs Kontinenten wurden hier unterrichtet und auf ihre Aufgaben für das Volk vorbereitet. Heute war ein großer Tag für alle.

„Da kommen sie!“ Aufgeregt deutete Lenka mit dem Kopf auf einen breiten Torbogen. Die Mädchen reckten die Hälse. Drei Diener mit Laternen gingen der Gruppe von Priesterinnen voraus. Zuerst kamen die neu geweihten Priesterinnen in meergrünen Gewändern. Dahinter folgten die Ältesten in strahlend blauer Kleidung. Iri erkannte die blonden Locken ihrer Lieblingslehrerin Kellen. Ohne deren Hilfe und Geduld hätte sie niemals die Grundlagen der Quantenmechanik begriffen. Iri war ihr zutiefst dankbar dafür, denn diese Prüfung

war Bestandteil der Zulassung für die Ausbildung zur Priesterin.

Hinter Kellen folgte die strenge Oberin Ferta. Alle Frauen trugen ihre langen Haare offen, als Zeichen ihres Ranges. Die Mädchen und Jungen im Novizenalter und die Bediensteten flochten ihre Haare zu dicken Zöpfen oder banden sie mit Stoffstreifen im Nacken zusammen.

Langsam umrundete die Gruppe die versammelte Schülerschar in der Rotunde. Die Lampen warfen ihre langsam ziehenden Schatten an die glitzernden Wände. Kein Laut war in der riesigen Halle zu hören. Alle Anwesenden waren von dem feierlichen Moment gefangen. Iri spürte, wie sie die Luft angehalten hatte und musste sich zwingen, tief durchzuatmen und sich wieder zu entspannen. Gleich würde sie ihre erste eigene *Aide* erhalten. Nach einem Jahr Ausbildung und Vorbereitung würde sie gleich erfahren, welche der Seherinnen sie betreuen sollte. Nur wenige Mädchen und Jungen auf der Welt waren für die hohe Ehre auserwählt, eine *Aide* zu erhalten. Die Seherinnen, die sie betreuten, waren der größte Schatz ihres Volkes und wurden umsorgt und behütet. Iri konnte es manchmal immer noch nicht fassen, dass sie auserwählt worden war, ihr kleines Dorf in England zu verlassen, um hierher kommen zu dürfen und im Tempel zu dienen. Ein Gong durchbrach die Stille.

„Da ist die Tafel!“, flüsterte Lenka aufgeregt. Auch einige andere Novizinnen konnten sich nicht mehr beherrschen, als zwei Diener eine große Staffelei, die von einem kostbar bestickten tiefblauen Tuch verhüllt war, herein trugen.

Die Oberin trat vor, hob leicht die Hand und das Gemurmel endete abrupt. Sie breitete die Arme weit aus und atmete tief ein. Alle Priester und Novizen taten es ihr nach. Wie

eine einzige fließende Welle bewegten sich Dutzende Arme gleichzeitig und das Atemholen aus vielen Lungen erzeugte ein zischendes Geräusch. Ferta hob die Arme über den Kopf, legte die Handflächen zusammen und atmete langsam aus, dabei senkte sie die Hände vor die Brust. Wieder machten es ihr die Anwesenden nach. Iri spürte, wie ihre Anspannung nachließ, als ihr Atem ihre Nervosität mit ausatmete.

„Novizinnen, Adepten, ich sehe euch.“, hallte die klare Stimme der Oberin durch den Raum.

„Wir sehen dich, Oberin Ferta“, kam es vielstimmig zurück. Die Oberin ließ ihren Blick über die Gruppe von jungen Leuten vor ihr schweifen. Sie war eine hoch gewachsene Frau mit strengen Gesichtszügen und wie alle Priesterinnen sehr schlank. Langes braunes Haar floss über den Rücken, fast bis zur Taille. Wie es üblich war, trug sie keinen Schmuck zu ihrem einfachen Gewand. Sie war etwa so alt wie Iris Großmutter, aber während ihre Verwandte eine kleine ausgezehnte und krumme Gestalt hatte, stand die Oberin kerzengerade und wenn sie sich bewegte, war ihr Gang geschmeidig und elegant. Ihre klaren dunklen Augen blieben kurz auf jedem Gesicht ruhen. Iri kam es vor, als könne Ferta mit nur einem Blick in ihre Seele sehen. Sie unterdrückte ein nervöses Räuspern und senkte die Augen.

„Wir danken euch, dass ihr auch dieses Jahr wieder in den Tempel gekommen seid, um die *Betreuungen* zu übernehmen. Ihr habt eure Heimat und eure Familien verlassen, um hier in diesem Tempel einen großen Dienst für die Gemeinschaft zu leisten. Die Priesterinnen von Prime, das Volk auf der ganzen Welt weiß es zu schätzen, dass ihr diese noble Pflicht übernehmt.“ Sie machte eine Pause und lächelte leicht. „Kommen wir jetzt zu den Zuweisungen.“ Die Oberin drehte

sich zu der verhüllten Tafel um und nickte einem der Diener kaum merklich zu. Er trat hinter die Tafel und zog den schweren Stoff langsam ab. Darunter kam eine schwarze Schiefertafel zum Vorschein mit zwei Spalten mit Namen.

„Wie ihr wisst, erhalten die älteren Novizinnen die Betreuungen für die aktiven Seherinnen“, fuhr die Oberin fort. Lenkas Augen leuchteten auf und Iri verspürte einen neidischen Stich. „Aber denkt immer daran“, die Stimme der Ältesten wurde streng, „die Greisi sind diejenigen, denen wir unsere Vergangenheit verdanken. Ihnen gebührt der höchste Respekt.“

Beschämt kniff Iri die Lippen zusammen. Sie hörte im Geiste die Stimme ihrer Mutter, die ihr lächelnd riet: „Iri, höre stets den Alten gut zu. Mache deine eigenen Erfahrungen. Aber je besser du den Alten zuhörst, desto eher machst du nur gute und nützliche Erfahrungen und kannst die dummen und schmerzhaften vermeiden.“ Schön und gut, dachte Iri. Aber die *Aide* für die jüngeren Seherinnen im Dienst war so viel spannender!

„Reiht euch nun ein, um eure *Aide* auf der Tafel abzulesen. Danach begeben euch zu ihnen in den Seherinnen-Trakt.“ Damit zog sich die Oberin zurück in die Reihe der Priesterinnen und ihr Gewand verschmolz mit dem der anderen. Langsam begannen sich die Novizen zu formieren und in einer Reihe an der Tafel vorbei zu ziehen. Ausgestreckte Finger folgten den Reihen von Namen. Ab und zu ertönte ein aufgeregtes Gewisper. Im vergangenen Jahr hatten viele der älteren Novizen den Tempel verlassen, um ihre Ausbildung in anderen Bereichen fortzusetzen. Es wurden immer mehr Krieger und Agenten gebraucht, die in alle Teile der Welt versetzt wurden. Deshalb hatten viele Novizen, die gerade ihre Grundausbildung hinter sich gebracht hatten das Glück, eine aktive Seherin als

Aide zu bekommen. Während sie Stück für Stück vorrückte, drückte sich Iri im Stillen die Daumen. Vielleicht gehörte sie ja auch schon zu den Glücklichen. Die Gruppe der Wartenden schien sich kaum zu bewegen und es kam Iri schier endlos vor, bis sie endlich an der Reihe war und vor der Tafel stand. Rasch überflog sie die Namensliste auf der linken Seite, bis sie ihren eigenen Namen fand. In der gleichen Zeile rechts daneben stand der Name ihrer *Aide*. Semphis. Iri schloss kurz enttäuscht die Augen. Semphis, ausgerechnet. Hinter ihr drängten weitere Novizen nach, deshalb ging Iri gemessen in Richtung der Quartiere der Seherinnen. Kaum hatte sie die große Halle verlassen, stieß sie auf Lenka, die offensichtlich gewartet hatte.

„Und?“, fragte ihre Freundin.

„Semphis“, stöhnte Iri. Lenka kicherte.

„Semphis? Ich wusste gar nicht, dass die überhaupt noch lebt. Stell dir vor, wen ich habe.“ Sie war so aufgeregt, dass sich Iri gar nicht zu raten traute. Aber das blieb ihr erspart, denn Lenka sprudelte heraus: „Garidie von Naxos!“ Garidie war eine der angesehensten Seherinnen des Tempels, eine lebende Legende ihres Volkes.

„Ich freue mich für dich“, brachte Iri heraus und versuchte, sich ihre Enttäuschung nicht anmerken zu lassen. Aber ihre Zimmergenossin war mit den Gedanken schon ganz weit fort und verabschiedete sich eilig. „Wir sehen uns heute Abend. Vorausgesetzt, ich habe keine Nachtschicht.“ Fröhlich lächelnd eilte Lenka davon, so würdevoll, wie es ihre Aufregung erlaubte.

Iri sammelte sich kurz und rief sich wieder in Erinnerung, dass auch die *Greisi* verdienstvolle Seherinnen waren. Nur eben so – langweilig. Unhörbar seufzend wandte sich Iri in Richtung der Räume der Seherinnen. Der Gang, der in den

Seherinnen-Trakt führte, war aus schlichtem Kalkstein gebaut, mit weiß verputzten Wänden und gewölbter Decke. Alle paar Meter ließ ein ovales oder rundes Fenster das bläulich schimmernde Licht des Nachmittags hinein. Auch hier spendeten Leuchtfische in Laternen zusätzliches Licht. Die Böden waren mit glatten, grauen Fliesen bedeckt auf denen Iris Stoffschuhe fast kein Geräusch verursachten. Der Gang war kurz und endete in einer kleinen runden Vorhalle. Von hier aus gelangte man in die Schlaf- und Ruhezimmer der Seherinnen. Hier waren die Schwingungen bereits deutlich zu spüren.

Sie sah mehrere Novizinnen, Novizen und Diener hin- und hergehen, die Tablets, Körbe oder Krüge in die verschiedenen Zimmer trugen. In ihrer ersten Zeit hatten die Schwingungen Iri manchmal so zugesetzt, dass ihr alles vor den Augen verschwamm und sie sich manchmal diskret am Türpfosten oder der Wand festhalten musste.

„Du wirst dich daran gewöhnen“, hatte ihre Lehrerin Kellen lächelnd gesagt. „Es ist wie der Seegang auf einem Schiff. Man lernt das Rollen der Wellen zu nehmen, wie es kommt. Lass die Schwingungen durch dich hindurchfließen.“ Iri erinnerte sich an die lange Fahrt mit dem Schiff von England und fand den Vergleich passend. Nach ein paar Monaten hatte sie sich tatsächlich an die Schwingungen gewöhnt, die von der Kraft der Seherinnen ausgingen.

Iri wandte sich nach rechts. Dort waren die Zimmer der älteren Seherinnen. Das Zimmer von Semphis lag in einem ruhigen Gang am Ende des Flurs. Iri ging bis zur Tür und blieb einen Moment vor dem Vorhang, der den Eingang bedeckte, stehen.

„Semphis, hier ist Iri. Darf ich hereinkommen?“, fragte sie höflich, ohne jedoch eine Antwort zu erwarten. Iri atmete tief

ein, schob den Vorhang beiseite und trat ein. Semphis lag bewegungslos in ihrem Bett. Der Raum der *Greisi* maß knapp zwanzig Schritte im Durchmesser und war so hoch wie drei Männer. Die Wände waren fast vollständig mit dicken weichen Stoffbahnen bezogen. Der untere Teil der Wandbehänge war mit prächtigen Bildern bestickt. Sie stellten Szenen aus der Geschichte des Volkes der alten Frau dar. Die Schlacht um Dahor, die Erfindung des Rades, den Ausbruch des Vulkans Kilineru, das Schmieden des Schwertes Albion durch die Schmiedemeister des alten Volkes und viele andere mehr. Meisterlich waren die Bilder mit Hilfe von Nadel und Faden auf den Stoff gemalt worden. Im Vergleich zur Größe des Raumes wirkte die zarte Gestalt auf dem einzelnen Bett winzig. Trotz ihres Alters waren die Haare der Frau noch genauso dunkelbraun wie in ihrer Jugend. Ihr Gesicht war nicht mehr so straff und voll wie früher aber fast faltenfrei. Iri musterte die alte Frau und stellte fest, dass sie fest schlief.

„Heute ist sie ganz ruhig“, kam plötzlich eine leise Stimme aus dem Halbdunkel am Ende des Raumes. Die Priesterin Kellen erhob sich lautlos von einem gepolsterten Schemel in der Zimmerecke. „In diesen Tagen hat Semphis viele Träume.“ Kellen trat an das Bett, Iri gegenüber und strich eine winzige Falte in der Bettdecke glatt.

„Aber warum wachen sie manchmal nicht wieder auf? Sind sie tot?“, fragte Iri besorgt.

„Sie sind nicht tot“, erwiderte Kellen sanft, „sie träumen“.

„Aber ich dachte ...“, um Worte verlegen, brach das Mädchen ab.

„Wir wissen nicht genau, wie tief die *Greisi* schlafen und was sie träumen. Nur wenige wachen wieder aus diesem Zustand auf und können von ihren Träumen erzählen. Es ist ein

Mysterium.“ Die Priesterin streichelte liebevoll den Arm der alten Seherin, die regungslos auf der Bettdecke lag. Iri war immer wieder verblüfft, dass die alten Seherinnen so jung und lebendig aussahen. Der Arm der *Greisi* hatte noch eine volle Kontur und wenige der Flecken, wie alte Leute sie oft bekamen. Sie sah aus, als würde sie jeden Moment erwachen und aufstehen können.

„Es sind die Schwingungen“, hatte Kellen vor vielen Monaten erklärt. „Sie erhalten die Seherinnen jung.“

„Uns auch?“, fragte Iri neugierig.

„Ein wenig. Uns halten die Schwingungen gesund, aber vor allem das gute Essen hier unten.“ Kellen lächelte ihre Schülerin verschmitzt an. „Wenn du dich überzeugt hast, dass es deiner *Aide* an nichts mangelt, kannst du zum Abendmahl gehen und dich danach zurückziehen.“ Kellen wandte sich zum Gehen. Iri verneigte sich leicht in Richtung der Priesterin, dann prüfte sie, ob es ihrem Schützling an nichts fehlte. Nachts wurde es hier manchmal recht kühl aber die alte Frau war gut zugedeckt. Iri wechselte das Wasser im Fischglas und fütterte den grünlich leuchtenden Fisch. Für die Tageswache morgen würde sie sich eine Stickerei mitnehmen, beschloss sie. Die Tage am Bett der reglosen Seherin würden sehr, sehr lang werden.

*

In der gleichen Nacht träumte Semphis wieder. Sie sah junge Leute, Mädchen und Jungen. Sie waren fröhlich, arglos. Aber Semphis sah die Gefahren, die um sie herum in nächster Nähe lauerten. Augen, die sie aus den Schatten beobachteten. Ohren, die ihren Gedanken lauschten. Wieder und wieder

träumte Semphis von diesen jungen Leuten, schon seit langer Zeit. Sie spürte das Unheil aber sie konnte nicht sehen wer oder was die Ursache war. Wieder wand sie sich im Schlaf, versuchte verzweifelt, dem Kokon ihres tiefen Schlafes zu entkommen und den Tempel zu warnen. Das war ihre Aufgabe, schon seit über hundert Jahren. Aber ihre Kräfte schwanden, die Barriere in die wache Welt war zu massiv. Ihre Warnungen und Schreie drangen nicht nach außen.

„Er kommt. Du da, Kind. Sieh dich um. Er kommt näher!“ rief sie lautlos. Es würde passieren. Er würde kommen und sie töten. Wenn nicht ein Wunder geschah.

„Mama! Sag Malena, sie soll mich in Ruhe lassen, sie nervt.“ Peers gereizte Stimme drang aus dem Badezimmer.

„Das weiß sie, Schatz“, murmelte seine Mutter abwesend und blätterte eine Seite des Buches um, das vor ihr auf dem Küchentisch lag.

„Mama!“, empört hämmerte Malena noch einmal gegen die geschlossene Badezimmertür. „Komm endlich da raus, Peer. Ich will mich fertig machen. Mama, er ist schon seit einer halben Stunde da drin.“

„Du warst vorhin eine ganze Stunde im Bad, Malena. Jetzt lass deinen Bruder in Ruhe“, schaltete sich Vater Balder ein.

„Aber mein Make-up ist da drin. Und ich bin zum Brunch verabredet. Peer!“ Malenas Stimme wurde schrill, worauf der Kakadu im Wohnzimmer begeistert einstimmte und anfang schrill zu pfeifen. Die Kanarienvögel in ihrem Käfig fielen mit ihrem Gezwitscher in die allgemeine Schreierei ein und flatterten in ihrem riesigen Käfig herum, sodass sich gelbe Federn und eine gute Ladung Vogelsand im Wohnzimmer verteilten.

Aus Tims Zimmer drangen die harten Bässe einer Metal-Band. Die Lautstärke war gerade so laut, dass das Blech um die Türklinke leicht im Takt vibrierte.

Marie stöhnte und vergrub ihren Kopf in den Händen. Ein Morgen in voller Mannstärke der Balders. Grausam. Zum Glück würde Malena morgen nach London zurückfliegen. Sie hatte dort ein schickes Appartement, einen schicken Job und einen dazu passenden Freund. Zumindest für Malena war damit die Welt in Ordnung. Marie freute sich darauf, ihr Zimmer wieder für sich alleine zu haben. Mamas Geburtstagsfeier gestern war eine der wenigen Gelegenheiten, zu denen Malena zurück nach Hamburg kam. Marie liebte ihre Schwester, der

Himmel wusste warum. Aber sie freute sich auch, wenn Malena wieder wegfuhr. Ein Schreihals weniger in dieser Menagerie, dachte Marie gequält, als der Papagei nochmals durchdringend kreischte.

„Halt den Schnabel!“ brüllte Malena.

„Malena, lass den Vogel in Ruhe“, sagte Mama und ging ins Wohnzimmer, um das aufgeregte Tier zu beruhigen. Sie kraulte den großen Vogel unter dem Kinn und gurrte beruhigend.

„Wo ist meine Handtasche?“, fragte der Beo im Käfig neben dem Kakadu. Er hörte sich verblüffend genau an wie Maries Mutter an. „Wo ist meine Handtasche?“, fragte der schwarze Vogel mit eifersüchtigem Unterton, und plusterte sich begeistert auf, als Mama auch ihn zu kraulen begann. „Oh sieh mal Hans, da ist sie ja!“, flötete er befriedigt.

Knallend fiel die Tür zu Maries Zimmer hinter Malena ins Schloss. Alle Menschen und Vögel in der Wohnung zuckten zusammen. Marie blickte ihren Vater über den Frühstückstisch Hilfesuchend an aber der lächelte nur schwach und zuckte mit den Schultern. Seufzend trank sie ihren letzten, schon kalt gewordenen Schluck Milchkaffee aus und stand auf. Ihre Eltern saßen noch am mit den krümeligen Resten des Sonntagsfrühstücks bedeckten Küchentisch. Sechs benutzte Teller und ein Dutzend Bände der unvermeidlichen Vogellektüre waren auf dem großen Holztisch mit der bunten geblühten Baumwolldecke verstreut.

Marie überdachte ihre Optionen. Peer tat im Bad immer noch das, was 17-jährige im Bad so tun, Malena schmolte in ihrem – Maries – Zimmer. Draußen schien die Sonne an einem, für einen Hamburger Frühlingstag, verblüffend blauen Himmel und Marie beschloss, spazieren zu gehen. Vielleicht bis zum

Stadtpark. Oder an den Kanal. Irgendwohin, wo es die Chance auf ein bisschen Ruhe gab. Die geräumige Altbauwohnung der Balders war heute zu überfüllt für Maries Geschmack. Schon wenn nicht die ganze Familie zusammenkam war fast nicht genug Platz vor lauter Vögeln. Bei der letzten Zählung waren es zehn lebende und gut hundert ausgestopfte Vögel gewesen, dazu tausende von Vogelbüchern, Regale voller Videos, Zeitschriften und DVDs. Sammlungen von Federn in allen Größen und Farben in verglasten Holzrahmen standen und lagen herum, mehrere Vitrinen waren gefüllt mit präparierten Vogelskeletten. Die Wände waren über und über bedeckt mit Postern, selbst geschossenen Fotos und Mamas feinen Zeichnungen, alle stellten natürlich Vögel dar. Das Ehepaar Balder arbeitete gemeinsam für das Naturkundemuseum in Hamburg, Vögel waren ihre ganze Welt, neben den Kindern, natürlich. Wobei sich Marie über die Prioritäten nicht immer sicher war.

„Noch eine Tasse Kaffee, Papa?“

Ihr Vater nickte ihr zu und hob die Tasse. Er lächelte sie warm an, sodass die Falten in seinem sonnengebräunten Gesicht einen Strahlenkranz um die Augen bildeten. Marie lächelte zurück, goss ihm aus der Warmhaltekanne heißen Kaffee nach und stellte die Kanne sorgsam zurück auf den Untersetzer.

„Ich gehe ein bisschen raus“, sagte sie, beugte sich ein Stück herunter und drückte ihrem Vater einen Kuss auf die Wange. Sie roch das Rasierwasser auf seiner Haut, den Kaffeeduft und den Geruch der Bücher. Ihr Vater fuhr ihr mit seiner breiten Hand über das feine lockige blonde Haar.

Wie ihre Mutter, dachte Hans liebevoll, als er Marie zusah, wie sie in eine leichte Strickjacke schlüpfte, die hübsch zu ihrer

fröhlich geblühten Bluse passte und die hellen Haare mit einer Hand aus dem Kragen zog. Er lächelte als sie ihm eine Kusshand zuwarf, ihre Schlüssel in die kleine Umhängetasche stopfte, die sie meist bei sich trug. Genauso hatte auch Maries Mutter ausgesehen, als er sie kennenlernte, vor fast dreißig Jahren. Schmal und zart, mit großen grauen verträumten Augen und einem sanften Wesen. Beide waren von großer Freundlichkeit allen gegenüber, ob Mensch oder Tier. Hans Balder reckte seinen Hals, um aus der Küche ins Wohnzimmer zu spähen. Dort stand seine Frau, so ähnlich ihrer jüngeren Tochter. Sie gurrte leise, während sie sich um ihre Tiere kümmerte, sie mit frischem Futter versorgte und sie kraulte. Aus dem Zimmer seines Ältesten drang immer noch das infernalische Kreischen, das er Musik nannte. Aus Maries Zimmer hörte er gedämpft das Geschnatter seiner großen Tochter am Handy und sein Jüngster war weiterhin im Bad verschwunden. Er seufzte zufrieden und pickte mit einem feuchten Zeigefinger ein paar Mohnkrümel von der Tischdecke. Für ihn war die Welt in diesem Moment absolut in Ordnung.

*

Marie schlenderte die Straße hinunter. Rechts und links war die Straße von sorgsam renovierten mehrstöckigen Patrizierhäusern aus der Wende zum 20. Jahrhundert gesäumt. Die Wohnung der Familie war ein Erbe von Maries Großtante Petty. Tante Petty war in den siebziger Jahren irgendwo nach Südamerika ausgewandert und dort schließlich auch gestorben. Marie hatte sie nur ein- oder zweimal in ihrem Leben gesehen und konnte sich nur noch an eine spindeldürre Frau mit

seltsamem Humor erinnern. Dankenswerterweise hatte sie ihnen diese Wohnung hinterlassen, da ihre Großnichte und deren Familie die einzigen noch lebenden Verwandten waren.

Maries etwas spleenige Eltern hätten sich diese schicke Gegend nie leisten können. Ihr gesamtes Einkommen gaben sie für Reisen aus, auf denen sich alles um Vögel drehte. Beobachten, fotografieren, katalogisieren, beringen und so weiter und so fort. Manchmal wunderte sich Marie, dass sie und ihre Geschwister nicht mit Federn auf die Welt gekommen waren. „Na ja, Malena ist ziemlich nah dran“, dachte Marie lächelnd. Ihre Schwester war immer herausgeputzt und gackerte ständig mit ihren Freundinnen am Handy. Jeder, wie er will.

An der nächsten Ecke bog sie in Richtung des Kanals ab. Jetzt, im April, begannen die Triebe der Weiden das langsam strömende Wasser mit einem geheimnisvollen grünen Dach zu beschirmen. Im Sommer konnte man mit einem Kanu oder Ruderboot über die zahlreichen kleinen Flussarme und Kanäle der Hamburger Innenstadt fahren. Die überwachsenen Ufer schirmten die dahinter liegenden Villen teilweise von den Blicken der Bootfahrer ab und boten zauberhafte Verstecke zum Rasten, Picknicken und wurden auch gern von Liebespaaren zum Knutschen genutzt.

Sie setzte sich auf eine schmiedeeiserne Bank am Rand des Fleets. Ein Geländer aus verschnörkeltem, weiß gestrichenem Metall begrenzte den Fußweg zum Kanal hin, dessen backsteingemauerte Kante zum Wasser hin über zwei Meter steil abfiel. Von der Bank aus hatte sie einen wunderschönen Blick über das träge dahin fließende Wasser. Der Kanal wurde gesäumt von stuckverzierten Häusern, wie das in dem ihre Familie wohnte. Die Fenster hatten aufwendige

Sprossenfenster, die Fensterrahmen waren glänzend gestrichen. Gepflegte Blumenkästen verschönerten die Balkone, auf denen bequeme Möbel zum Sitzen einluden. An den Wohnungstüren waren Klingelschilder aus Messing angebracht, jeweils nur eins pro Etage. Auf den schmalen Straßen zwischen Ufer und Häusern drängelten sich die Autos der Anwohner in jeder kleinen Parkmöglichkeit. Marie zählte allein fünf Smart, die quer zur Fahrbahn auf den Randstreifen gequetscht waren. Nur die bogenförmigen Abstandhalter aus Metallrohr, die in die Grünstreifen zwischen den Bürgersteigen und der Straße einbetoniert waren, hinderten die Autofahrer daran direkt auf den Fußwegen zu parken. An Wochenenden waren Parkplätze in dieser Gegend absoluter Luxus. Jeder, der hier parken wollte, Anwohner oder Besucher, musste mit mindestens eine halbe Stunde Herumkurvens rechnen. Ein Hoch auf Bus, Bahn und Fahrrad, dachte Marie, gähnte ausgiebig hinter der Hand und blinzelte wohligh in die wärmende Sonne. Schräge Sonnenstrahlen tänzelten auf dem gekräuselten Wasser. Von links schoss ein mit vier Ruderern besetztes schmales Boot heran. Gleichmäßig tauchten die Ruder ins Wasser und trieben den glänzenden braunen Bootskörper mit fast unwirklichem Tempo voran. Lautlos verschwand das Boot auch schon wieder hinter ein paar Weidenbäumen, die direkt am Ufer wuchsen und Marie den Blick nach rechts versperrten, wo der Kanal in einer Biegung Richtung Alster verlief.

So harmonisch, dachte Marie. Und ruhig. Friedlich. Sie schloss die Augen und genoss den Moment vollkommener Stille. Kein Autohupen, keine Polizeisirenen, keine plärrenden Radios. Sie atmete genüsslich tief ein und mit einem Seufzer wieder aus. „Schön“, dachte sie. Nur Vogelgezwitscher war zu hören. Sie lauschte mit geschlossenen Augen. Ein paar Spatzen

zwitscherten in den Bäumen. Die Tauben auf dem Dach gegenüber gurrten. Eine Ente quakte auf dem Wasser und flog platschend auf. Eine Ziege meckerte, die Glocke um ihren Hals klingelte melodisch. Und das mitten in der Stadt, dachte Marie und lächelte mit geschlossenen Augen. Der Geruch einer Heißmangel aus einer nahe gelegenen Wäscherei driftete vorbei. Eine zweite Ziege meckerte mit heller Stimme, wahrscheinlich ein Zicklein, dachte Marie.

Moment. Ziegen? In Winterhude? Die Ziegenglocke in der Nähe klingelte wieder. Vorsichtig öffnete Marie ein Auge. Der Wäschereigeruch war verschwunden, die Ziegen nicht. Am gegenüberliegenden morastigen Ufer weidete eine kleine Ziegenherde. Die Tiere ließen sich das kurze harsche Gras schmecken, das direkt hinter dem Schilfgürtel am flachen Uferstreifen wuchs.

„Oh nein“, flehte Marie und schloss das Auge wieder. Sie ließ sich zurücksinken und plumpste ins Gras, wo sie recht unsanft aufschlug. Sie riss die Augen auf. Die Bank war verschwunden, sie saß auf einer grasbewachsenen Böschung an der Seite des breiten Fleets. Sanft fiel das Ufer zum Wasser hin ab. Ein sumpfiger brauner Streifen mit Rohrkolben schlängelte sich bis zu der Biegung des Kanals, wo er mit einem anderen Wasserarm zusammenfloss, in Richtung Alster. Es war viel wärmer als zuvor, die Luft roch nach feuchtem Gras und Frühlingsblumen. Die Sonne schien, kleine, bauschige Wolken segelten über den hellblauen Himmel. Marie rappelte sich hoch zum Sitzen und stützte die Arme hinter sich ins Gras.

„Nicht schon wieder“, flüsterte sie und seufzte. Rasch sah sie sich nach rechts und links um. Alle Häuser waren verschwunden, ebenso die Autos. Etwa hundert Meter südlich konnte Marie das Dach einer Kate oder eines Stalls ausmachen.

Die Dachkante war gerade noch hinter einem Erdwall zu erkennen. Links von ihr, am anderen Ufer, wuchs ein Wald aus Birken, Buchen und einigen Nadelbäumen. Sie wagte einen Blick über die Schulter. Hinter ihr erstreckten sich nur Felder und Wiesen, unterbrochen durch zahlreiche kleine Wasserläufe. Weit und breit kein Mensch, Gott sei Dank, dachte sie. Sie seufzte und verspürte einen Anflug von Bedauern. Zu gern hätte sie die Umgebung erkundet, aber sie wusste, das wäre zu gefährlich. Jederzeit konnte ein Ziegenhirte oder jemand anderes vorbeikommen und sie entdecken. Dao hatte sie eindrücklich davor gewarnt, sich sehen zu lassen.

„Aber warum darf mich niemand sehen, Dao?“, hatte sie wieder und wieder gefragt.

„Es ist nicht richtig“, war jedes Mal seine Antwort.

„Warum nicht?“

„Ich weiß es auch nicht, Marie. Ich habe die Erwachsenen nie über jemanden wie dich reden hören. Ich kenne niemanden wie dich.“ Er sah sie mit seinen blauen Augen an, der Blick war viel zu ernst für einen Jungen seines Alters. Sie kam sich sehr jung vor und hatte immer ein bisschen Angst, wenn Dao so ernst dreinschaute.

„Vertrau mir, Marie. Ich habe einfach das Gefühl, dass die Erwachsenen nicht wissen dürfen, dass du hier bist.“

Marie schüttelte die Erinnerung ab. Sie musste zusehen, dass sie hier wegkam. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf das Bild der parkenden Autos. Sie stellte sich vor, dass sie wieder auf der Bank saß und um sie herum die Geräusche der Hamburger Innenstadt zu hören waren. Das Geläut der Ziegglocken wurde allmählich leiser. Zur Sicherheit kniff sich Marie mit den Fingernägeln fest in den linken Unterarm. Autos. Hamburg. Häuser. Zuhause. Sie wiederholte die Worte

immer wieder im Geiste. Sie lauschte. War das nicht eine Fahrradklingel? Zumindest der scharf-blumige Wäschereigeruch lag wieder in der Luft. Sie kniff sich noch fester in den Arm. Ein Auto rumpelte dicht hinter ihr über einen Kanaldeckel. Dann ein zweites. Ein Jogger keuchte heran und lief dicht an ihr vorbei, seine Füße platschten über den Gehweg und entfernten sich. Marie bewegte sich vorsichtig. Sie spürte das harte Metall der Bank im Rücken. Langsam öffnete sie die Augen und sah sich in der vertrauten Umgebung um. Die Straße, der Kanal, die Bäume, die parkenden Autos, alles unverändert, stellte sie fest. Erleichtert tat sie einen tiefen Atemzug, sorgsam darauf bedacht, dabei nicht die Augen zu schließen. Besser nicht, dachte sie. Sie wollte nicht schon wieder wegdriften. Sie stand auf und musste feststellen, dass die Welt nicht so stabil erschien, wie sie es gewohnt war. Der Fußweg, auf dem sie stand, schien leicht zu schwanken, wie ein Ponton. Um ihr Gleichgewicht bemüht griff Marie nach dem nächstbesten senkrechten Halt – einem Verkehrsschild mit Tempo 30. Auch das wiegte sich sacht hin und her.

„Ach Mist“, schimpfte Marie leise und kniff die Augen zu, um das um sie herum schaukelnde Hamburg auszublenden. In der nächsten Sekunde riss sie sie aber wieder auf. „Lieber ein schwankendes Hier und Jetzt als ein stabiles Irgendwo“, murmelte sie und umklammerte den metallenen Rettungsanker fester.

„Dürfen wir mal?“ Maries Kopf fuhr erschrocken herum und ihr schwindelte sofort. Halt suchend griff sie nach der Lehne der Bank.

„Alles in Ordnung mit Ihnen?“ Hinter Marie standen zwei junge Frauen mit Kinderwagen. Sie kamen nicht an Marie und der Bank vorbei. An dieser Stelle war der Bürgersteig zu

schmal. „Können wir Ihnen helfen?“, fragte die junge Frau erneut, als Marie sie nur abwesend anstarrte. Die andere junge Mutter umfasste den Griff ihres Kinderwagens fluchtbereit, als erwarte sie jeden Moment, dass Marie der Länge nach hinschlagen und auf ihrem Kind landen würde. Marie riss sich zusammen und versuchte zu lächeln.

„Nein, vielen Dank, alles in Ordnung“, versicherte sie. Sie nickte noch einmal grüßend und überquerte so rasch sie konnte die schmale Straße. Sie wollte nur noch nach Hause. In Sicherheit. Sie atmete hastig und flach, blinzelte heftig, um die Benommenheit loszuwerden, die sie Ihre Umgebung immer noch leicht verschwommen wahrnehmen ließ. Trostsuchend schlang Marie die Arme um sich. Wenigstens standen die Häuser wieder größtenteils gerade und so fest wie sie sollten. Sie zog ihr Handy aus der Tasche. Der Gedanke, wieder zu ihrer liebenswerten, aber lärmenden Familie zurückzugehen war ihr unerträglich. Sie wusste aus Erfahrung, dass die Nachwirkungen einer „Episode“ bald vorbei wären, aber es war ihr nicht nach einer Überdosis Feiertagsidylle zumute.

Ihr Vater nahm beim dritten Klingeln ab. „Ja, Schatz?“ Seine ruhige Stimme war tröstlich. Das Geschrei im Hintergrund, das sich anhörte, als würden sich ihre Geschwister gegenseitig die Nasenhaare ausreißen, nicht.

„Ich fahre noch mal kurz zu den Tieren“, erklärte Marie. „Wir haben doch die neuen Feuerfische bekommen. Ich möchte sicher sein, dass sie sich gut eingewöhnt haben.“

„Mamaa! Er soll mir meinen iPad wiedergeben!“, kreischte es im Hintergrund, gefolgt von Gepolter und einem schrillen Quietschen von Peer. „Diese Fotos sind privat!“ Türenknallen war zu hören, untermalt von dem Gekreis von

mindestens drei Papageien. Marie riss den Hörer vom Ohr, um ihr Gehör zu retten.

„...zum Abendessen wieder da bist“, hörte Marie gerade noch.

„Ja, ist gut, Papa“, verabschiedete sich Marie und legte auf. „Puh“, schnaufte sie, verstaute das Telefon in der Tasche und angelte nach den Schlüsseln zum Fahrradschuppen. Die Ruhe und Abgeschlossenheit im Aquarium waren genau das, was sie jetzt brauchte. Entschlossen zerrte sie ihr Fahrrad aus dem Fahrradabstellraum neben der Einfahrt zum Hinterhof. Es waren nur fünf Kilometer zum Zoo, eine kurze Fahrt von zwanzig Minuten, deshalb verzichtete Marie auf ein Auto. Sie kam in Hamburg bequem überall mit dem Rad oder den öffentlichen Verkehrsmitteln hin und ein Parkplatzproblem hatte sie auch nicht. Als ihr der milde Fahrtwind um die Nase blies, schüttelte sie die letzten Reste von Unwohlsein ab und trat kräftig in die Pedale. Ihre langen blonden Locken flogen hinter ihr her, sie genoss die milde Luft auf der Haut.

„Moin, min Deern, was machst du denn hier auf’n Sonntag?“ grüßte Heinz, als Marie vor dem Seiteneingang des Aquariums bremste. Heinz war 78 Jahre alt, ein Hamburger Urgestein, mit gedrungener Figur und flinken blauen Augen. Er arbeitete seit fast 60 Jahren für den Hamburger Zoo und besserte seine Rente als Parkwächter an Sonn- und Feiertagen auf.

„Hallo Heinz“, grüßte Marie lächelnd. „Ich hatte Sehnsucht.“

„Sehnsucht nach Fischen? Das kann ich verstehen“, grinste Heinz. „Am meisten nach den kross Gebratenen mit Speck und Zitrone.“ Er lachte herzlich, sodass seine Hängebacken wackelten und schloss hinter Marie das Eisentor.

„Ist sonst aber keiner da!“, rief der alte Mann ihr noch hinterher. Sie hob grüßend den Arm zum Zeichen, dass sie verstanden hatte und schob ihr Rad über den asphaltierten Hinterhof des Aquariums. Hier, auf der Rückseite des Gebäudes, herrschte penible Ordnung. Der Bau war ein nüchternes Gebäude aus Stahlbeton mit wenigen, kleinen Fenstern, die Licht in die Arbeitsräume auf der Rückseite ließen. Auf der anderen Seite, im Zoogelände, war das Aquarium mit Putz verkleidet und aufwändig verziert, um den Besuchern die Illusion eines tropischen Korallenriffs zu bieten. Auf der Hofseite hatte man sich allen Schnickschnack gespart. In Reih und Glied geparkt standen am Rand des Hofes ein Aufsitzmäher, kleine Gabelstapler, allerlei Fahrzeuge und Geräte für die Pflege des Parks. Große Müllcontainer zur Mülltrennung waren ebenso pingelig sauber und ordentlich organisiert wie die Lagerung der Baustoffe, die auf dem Gelände vom Zoo und Aquarium gebraucht wurden. Die Besucher hätten gestaunt, wie groß die Fläche des zoeigenen Bauhofs war und welche organisatorische Leistung hinter dem hübschen Besuchergelände und gepflegten Tierbehausungen steckte.

Sie stellte ihr Fahrrad einfach neben der Tür zum Nebeneingang des Aquariums ab. Da das Tor an Sonn- und Feiertagen meistens zu und von Heinzl mit Argusaugen bewacht wurde, brauchte sie nicht zu fürchten, dass jemand unbefugt eindringen würde.

Sie öffnete die schwere, gesicherte Tür mit ihrer eigenen Codekarte. Im Aquarium befanden sich viele seltene und kostbare Fische aus aller Welt, die in großen, herrlich gestalteten Aquarien lebten. Die Sicherheit zum Schutz des Geländes und seiner Bewohner war hoch.

„Wer klaut denn Fische?“ Ihre Freundin Bille war fassungslos gewesen, als Marie ihr von den Sicherheitsvorkehrungen erzählt hatte. Das war vor drei Jahren, an dem Tag, als Marie ihre eigene Zugangskarte bekommen hatte. Studenten erhielten dieses Privileg nicht oft, und Bille hatte Marie spontan zu einer kleinen Feier in ihre Stammkneipe überredet.

„Du glaubst nicht, was Sammler für manche seltenen Arten für Preise auf dem Schwarzmarkt zahlen“, hatte Marie erklärt.

„Du hast recht, ich glaube es nicht“, erwiderte Bille trocken und bestellte sich noch ein Guinness.

Das Sicherheitsschloss piepste leise, die schwere Tür öffnete sich lautlos in gut geölten Angeln. Im Aquarium empfing Marie eine völlig andere Welt. Hier fühlte sie sich wirklich zu Hause. Der Raum war erfüllt von schillerndem grünem, blauem und goldenem Licht, das in einem ständigen Wechselspiel vor ihren Augen flimmerte. Die leise brummenden Pumpen, die das Wasser stetig umwälzten und reinigten erzeugten einen nie endenden Strom salzigen oder süßen Wassers. Es brach das Licht der Lampen über den Becken auf allen Oberflächen und zauberte Regenbögen auf den Boden und die Wände. Die Farben der Fische waren einfach überwältigend. Jedes Mal war Marie aufs Neue fasziniert von der Vielfalt der Größen, Farben und Formen der Tiere. Einfarbig leuchtend oder bestens getarnt vor dem Hintergrund, gepunktet, gestreift, einige der Fische waren sogar kariert. Manche waren durchsichtig wie Glas, manche schwer gepanzert. Es gab Fische mit zwei, gar keinen oder bis zu zehn Augen.

Da sie wusste, dass sie heute allein und unbeobachtet war, gönnte sie sich ein paar Minuten, in denen sie still in der Mitte des Raumes stand und sich an dem farbigen Schauspiel erfreute. Es roch nach einer Mischung aus Salzwasser, Tang, Algen und einem Hauch von Moder aufgrund der ständigen Feuchtigkeit. Auf der Besucherseite des Aquariums waren die großen Schaubecken, an denen täglich die Zuschauer vorbeiströmten. Dort war Marie eher selten anzutreffen. Meistens arbeitete sie hier in dem Raum mit den Pflege- und Quarantänebecken. Im vierten Jahr ihres Studiums der Tiermedizin arbeitete sie bereits eng mit Dr. Brodersen, dem Tierarzt des Aquariums zusammen. Alle Aquarienbewohner, die neu oder krank waren, kamen in eines der Becken in diesem Raum. Die Becken waren meist schlichte Glasbehälter, die auf stabilen, praktischen Stahlregalen montiert waren. Einige waren so klein, dass sie nur wenige Liter fassten. In dem größten, das knapp die Größe von Mariens Schlafzimmer zu Hause hatte, schwamm ein einzelner, fast zwei Meter langer Blauhai. Er hatte eine Infektion und bekam Antibiotika. Er sprach gut auf die Behandlung an, bald würde er wieder in das größte Schaubecken des Aquariums zurückkehren können. Viele der Behälter waren eine kurzfristige Heimat für alle Arten von Wasserbewohnern. Da die Besucher des Aquariums nicht nur Fische bestaunen konnten, waren hier auch Schnecken, Krebse, Quallen, Korallen, Tintenfische, Seeigel, Seesterne und viele Arten von Meeresinsekten untergebracht. Die Schaubecken für die Besucher waren so eingerichtet, dass sie möglichst realistische Ausschnitte verschiedener Lebensbereiche des Meeres, aber auch von Flüssen und Seen darstellten. Dadurch konnten die Menschen nicht nur den Anblick der wunderschönen Unterwasserwelt genießen,

sondern auch lernen, wie komplex die Lebensräume unter der Wasseroberfläche waren.

Mit einem zufriedenen Seufzer riss sich Marie vom Anblick der glitzernden Aquarien los. Sie hatte seit vorgestern einen Patienten in Betreuung, den sie kontrollieren wollte. In einem hoch angebrachten Glaskasten schwamm ein wunderschöner rotbrauner Fisch, ein Feuerfisch. Er war gut zwanzig Zentimeter lang, hatte weiße Streifen und Punkte und fantastisch geformte, fächerförmige Flossen. Weiße Stacheln standen wie Antennen von seinem Körper ab und gaben ihm ein besonders exotisches Aussehen. Marie rollte eine hohe Leiter heran und kletterte ein paar Sprossen nach oben, um den Fisch genauer in Augenschein zu nehmen.

„Hallo, mein Schöner“, flüsterte sie. „Wie geht es dir denn heute, hm?“ Der Feuerfisch hatte sich mit einem Artgenossen gestritten und seine üppigen Flossen hatten bei dem Kampf arg gelitten. Die rechte Vorderflosse hing wie eine zerfetzte Fahne herab. Marie kontrollierte mit einem Blick die Temperatur des geheizten Beckens. Der Feuerfisch kam aus tropischen Gewässern und brauchte gleichmäßig angewärmtes Wasser, um sich wohl zu fühlen.

„Da hast du aber ordentlich was abgekriegt, du kleiner Rambo.“

An jedem Becken hing ein ein Ordner, geschützt durch eine Plastikhülle, in dem die Angaben über den Bewohner und die Behandlung festgehalten wurden. Marie rutschte auf der Leiterstufe ein wenig zur Seite, um den Ordner vom Haken nehmen zu können. Die Leiter kippelte ein wenig bei der Bewegung. Das erinnerte sie daran, dass sie einem der Jungs von der Technik Bescheid sagen wollte, damit jemand die Leiter reparierte. Sie prüfte gerade die Dosis der letzten

Medikamentengabe des Feuerfischs, als sie ein Rascheln weiter hinten im Raum hörte. Sie sah auf und glaubte an der Rückseite der Regalreihe mit den Aquarien einen Schatten zu sehen.

„Hallo?“, rief sie fragend. „Ist noch jemand hier?“ Keine Antwort. Sie reckte sich ein wenig, um einen besseren Blick zu bekommen aber das Gewackel der Leiter ließ sie sofort innehalten. Sie lauschte, konnte aber nichts mehr hören außer dem Geplätscher des Wassers. Vielleicht eine Ratte, dachte sie widerwillig. Trotz aller Sauberkeit und Vorsicht waren Ratten leider immer dort anzutreffen, wo Tierfutter lagerte. Alles Futter war in sicheren Behältern verschlossen, aber der Geruch war für die Nager unwiderstehlich.

Marie vertiefte sich wieder in die Unterlagen. Die Heilung schien gut zu verlaufen, keine Anzeichen von Flossenfäule aufgrund der Verletzungen. „Wenn du nicht aufhörst, dich zu prügeln, bekommst du Einzelhaft, du Rabauke“, schimpfte Marie liebevoll.

Sie wollte gerade den Ordner schließen und zurückhängen, da geriet die Leiter unvermittelt ins Kippen. Marie schrie auf, versuchte, sich festzuhalten, die Unterlagen flogen ihr aus der Hand. Sie drohte mitsamt der zwei Meter hohen Leiter umzufallen. Die Leiter geriet in heftige Schiefelage, kippte nach links, in Richtung der nächsten Regalreihe mit Aquarien. Halt suchend griffe sie zur Seite und im letzten Moment erwischten ihre Fingerkuppen einen Stahlträger vom Regal rechts neben ihr. Zum Glück waren die Regale fest mit Boden und Decke verschraubt, um das gewaltige Gewicht der wassergefüllten Becken tragen zu können. Sie hing an den Fingerspitzen und balancierte auf der schiefen Leiter und konnte damit zumindest ein weiteres Kippen verhindern. Ihr brach der Schweiß aus. Wenn die Leiter umkippte, würde sie mit voller Wucht gegen

die Aquarienreihe prallen und mit Sicherheit das Glas zerschlagen. Vorsichtig versuchte Marie, die rechte Hand weiter um den Stahlträger zu schieben, während sie mit der Linken verzweifelt die Leiter an ihre Hüfte presste. *Ganz langsam*, dachte sie panisch. Wenn sie zu sehr zog, würde die Leiter in die andere Richtung kippen. Endlich hatte ihre rechte Hand den Regalträger fest umfasst. Ihre schweißfeuchte Linke umklammerte das obere Leiterende, rutschte aber langsam immer weiter nach außen. Die Leiter drohte quer über Maries Bauch wegzukippen. Ihr Atem ging heftig, ihr Herz raste, als sie versuchte, sich zu konzentrieren. Dann kam ihr eine Idee. Sie klemmte die Knie von innen an die äußeren Leiterholme. Dadurch hatte sie einen besseren Stand, auch wenn sich die Leitersprossen schmerzhaft in ihre Schienenbeine bohrten. Mit der rechten Hand am Regal konnte sie zentimeterweise die Leiter aufrichten. Als sie fast senkrecht stand, krachte es. Die Leiter sackte so plötzlich ab, dass Marie fast wieder das Gleichgewicht verloren hätte. Das beschädigte, schon vorher verbogene Rad war endgültig gebrochen. Sie zog noch einmal, dann stand die Leiter endlich wieder gerade, wenn auch nur auf drei Beinen. Zitternd holte Marie ein paar Mal Luft, um ihren rasenden Puls zu beruhigen. Dann kletterte sie langsam Stufe für Stufe von der defekten, dreibeinigen Leiter. Bei jedem Schritt kipelte es bedrohlich, aber es gelang ihr, das Gleichgewicht zu halten.

Als ihre Füße den Boden berührten, ließ sie sich kraftlos auf den kalten Beton sinken. Sie zog die Ärmel ihres Pullis über die feuchten Hände und kuschelte sich ein, die Hände im Sitzen vor der Brust. Ihr Kopf war wie leer gefegt. Wie hatte das passieren können? Hatte sie eine hastige Bewegung

gemacht? Sie konnte sich nicht erinnern. Wieso war die Leiter plötzlich gekippt?

Es dauerte ein paar Minuten, bis sie sich so weit gefangen hatte, dass sie es wagte, sich aufzurappeln. Sie schüttelte den Kopf. So etwas Blödes, schimpfte sie lautlos. Da sie es nicht wagte, die defekte Leiter zu bewegen, ließ sie sie einfach dort stehen. Zur Warnung wäre ein Zettel mit einem Hinweis eine gute Idee, dachte sie. Gerade als sie in ihrer Umhängetasche nach einem Stift suchen wollte, klingelte ihr Handy.

„Hallo?“

„Wie hörst du dich denn an?“, polterte Bille. „Hat dich der Hai angefallen?“

„Ich habe einen kalten Hintern.“

Bille zögerte kurz, offensichtlich verblüfft. „Und deshalb hörst du dich an, als hättest du den Fliegenden Holländer gesehen?“

„Es ist nichts, ich bin nur von der Leiter gefallen.“ Das hörte sich nicht gut an und deshalb fügte Marie hastig hinzu, „ich bin okay, nichts passiert.“

„Ach Träumerchen“, neckte Bille, sichtlich beruhigt. „Du musst mal wieder mit Tante Bille in die richtige Welt. Am besten jetzt gleich. Einen schönen Tequila auf den Schrecken? Zu *Pepe*?“

„Wie wäre es morgen, ja?“

„Ich rieche den Braten, Marielein. Du versuchst nur, Zeit zu schinden. Okay, morgen Abend. Dann aber komplettes Programm. Essen bei Benino's und dann zum Flirten ins Steinhaus.“

Marie verzog gequält das Gesicht. Das Essen bei Benino's war großartig, aber mit Bille in Flirtlaune in eine Kneipe zu gehen stand auf einem ganz anderen Blatt.

„Das höre ich, Marie“, sagte Bille gedehnt. „Ich kann sogar durch den Hörer sehen, dass du mit den Augen rollst.“

„Nein, natürlich nicht“, wiegelte Marie ab und rollte verzweifelt die Augen. „Lass uns morgen Nachmittag noch mal telefonieren.“

„Nichts da. Morgen, halb sieben bei mir. Und keine Widerrede. Bis dann also. Hab dich lieb.“ Bille legte auf. Marie warf ihr Handy in die Umhängetasche und fischte einen Stift heraus. Sie riss ein Blatt aus einem Berichtsordner, der vor ihr an der untersten Aquarienreihe hing und machte eine kurze, groß geschriebene Notiz „Achtung, defekt!“, die sie faltete und über die dritte Stufe der Leiter hängte. Sie zog die Tür fest hinter sich zu, als sie das Gebäude verließ. An anderen Tagen fuhr sie fröhlich klingelnd auf das Wachhäuschen zu, damit Heinzi sie hörte und das Tor zur Einfahrt öffnete. Heute jedoch verblüffte sie den alten Wachmann, als sie vor seinem Glasfenster anhielt und sich durch das geöffnete Fenster beugte.

„Sagen Sie, Heinzi, ist nach mir doch noch jemand auf das Gelände gekommen?“

„Nee, min Deern, jedenfalls nicht bei mir vorbei.“ Sein runzliges, freundliches Gesicht legte sich in besorgte Falten, als er sah wie blass Marie um die Nase war. „Ist alles in Ordnung mit dir?“

„Ja sicher, alles in Ordnung“, beeilte sich Marie zu sagen. „Ich dachte nur, ich hätte jemanden gehört aber ich habe mich wohl geirrt.“ Sie wollte kein Aufheben um die Sache machen. Sicherlich hatte sie sich nur ungeschickt angestellt.

„Aber der Park ist rappellvoll bei dem schönen Wetter. Vielleicht ist wieder ein Witzbold über den Zaun zum Zoo

geklettert, weil er neugierig war. Du weißt ja, wie die Leute so sind. Hast du jemand gesehen? Dann schaue ich mal nach.“

„Nein, nein, schon gut. Es war nur ein Geräusch. Wiedersehen, Heinz.“

„Tschüss, Deern, pass auf dich auf!“ Heinz blickte Marie besorgt nach. Käseweiß war das Mädchen um die Nase gewesen. Er würde mal lieber den Zaun auf Löcher untersuchen. Man konnte ja nie wissen.

„Viele gute Dinge ernten wir durch Geduld.“ Wo hatte sie diesen Satz gelesen? Wahrscheinlich im Talmud, dachte Rikah. Die Lippen ihres Gegenübers bewegten sich ununterbrochen weiter, aber Rikah blendete die Stimme des Mannes aus. Das letzte, was sie bewusst wahrnahm, war eine Anekdote über ihn, die Bundeskanzlerin – und einen Keks. Die Geschichte hatte angeblich genauso auf dem letzten Wirtschaftsgipfel stattgefunden und war, nach seiner Aussage, sehr komisch. Rikah fand es immerhin ein wenig bemerkenswert, dass er diese verwickelte, langatmige Geschichte erzählen konnte, während seine Gedanken von obszönen Vorstellungen von ihm selbst und Rikah beherrscht wurden. Das bewies sein Blick, der immer wieder in den Ausschnitt ihres Armani Privé Kleides rutschte.

„Und dann sagte ich zu ihr: Frau Bundeskanzlerin, Herr Schröder wäre nicht dort sitzen geblieben.“ Er prustete los und lachte so laut, dass sein Hals puterrot anlief. Rikah lächelte höflich, um den Schein zu wahren, dann wandte sie ihren Blick ab und blendete auch seine Gedanken aus. Ursprünglich hatte sie ihn angesprochen, um neue Informationen über ein Großprojekt einer Windkraft-Anlage in der Nordsee zu erfahren. Er saß im Vorstand der Firma, die das Projekt plante, aber sie hatte nichts Interessantes erfahren können. Anscheinend kam die Planung nicht so recht voran. Schade. Wenn sich der Bau noch fünf Jahre hinzog, musste sie sich einen anderen Kontakt suchen. Sie erwischte einen passenden Moment in seinem Monolog, um zu nicken. Der Vorstand strahlte sie an und straffte seine Schultern noch ein bisschen mehr, während er weiter schwadronierte und dabei bedenklich mit einem Whiskeyglas wedelte. Sie sah sein begeistertes rotes Gesicht an und dachte: knapp über 50 Jahre, hoher Blutdruck,

dreißig Kilo Übergewicht, den gelben Zähnen nach Raucher, trinkt zu viel, kein Sport – höchstens drei Jahre, dann ist er weg von seinem Posten. Selbst wenn er den Infarkt überlebt muss er für lange Zeit in die Reha und seinen Job bekommt jemand anderes. Zeit, sich einen neuen Informanten aufzubauen, dachte Rikah.

Sie verlagerte unauffällig ihr Gewicht auf den Louboutin High Heels und ließ den Blick durch den Raum schweifen. In dem üppig mit Stuck und Gold verzierten Saal eines Hamburger Hotels waren etwa 120 Personen versammelt. Sie aßen teure fettige Häppchen, nippten an Champagner und edlen Spirituosen und bemühten sich, den Lippenstift und die Seidenkrawatten nicht zu verschmieren. Rikah kannte viele der Anwesenden seit Jahren von ähnlichen Veranstaltungen. Jetzt die Füße hochlegen und eine Massage – das wäre eine Wohltat.

„Ich setze natürlich weiter auf Atomkraft. Wir brauchen an der Ostseeküste noch ein Kraftwerk, das ist klar. Stensmeier, dieser Emporkömmling, sieht natürlich die Chance nicht, die direkt vor uns liegt.“

Rikahs Gehör klinkte sich wieder ein.

„Windkraft, so ein Quatsch. Viel zu unergiebig. Bis sich das rechnet!“ Er räusperte sich und nahm noch einen großen Schluck aus seinem Glas. „Er hat zwar eine Menge Fürsprecher, aber die kriege ich noch auf meine Seite. Schließlich zählt nur der Profit, oder?“ Er lachte vertraulich und zwinkerte Rikah zu. Das war gut. Ein neuer Name. Sie würde gleich morgen Informationen über diesen Stensmeier einholen. Vielleicht konnte sie ihn als neuen Kontakt im Konzern aufbauen. Er schien jedenfalls die richtige politische Einstellung zu haben. Für heute sollte das genügen, sie konnte sich zurückziehen.

„Entschuldigen Sie mich.“ Sie drehte sich um und wollte gerade gehen, als sie eine kleine Gruppe von Personen bemerkte, die sich den Weg durch die Menge bahnte und auf sie zukam. Sie erkannte ein älteres Verleger-Ehepaar, das von einem gutaussehenden Mann um die Vierzig begleitet wurde.

„Rikah, meine Liebe, wie schön Sie zu sehen!“ Der Verleger schüttelte Rikah und danach dem Vorstand kräftig die Hand. Die Frauen umarmten sich so herzlich wie es Make-up und Frisur zuließen.

„Sie sehen wieder wunderbar aus, meine Liebe“, meinte die Verlegerin und betrachtete Rikah von oben bis unten.

„Es ist schön, Sie zu sehen, Klara“, meinte Rikah aufrichtig.

Die Rebens waren bekannt für ihr soziales Engagement, das von Herzen kam, statt nur der PR-Abteilung des Verlages zu verdanken war. Sie waren klug, bescheiden, angenehm und kamen Freunden so nah, wie es Rikah möglich war. Lothar Reben nahm Rikahs Hand in seine beiden und drückte sie herzlich, während er sie mit freundlichen Worten begrüßte.

Sie wandte sich dem dritten Mann zu. Aus der Nähe sah er sogar noch besser aus. Wellige braune Haare, markante Züge, gut rasiert. „Und wer sind Sie?“

„Wie unaufmerksam von uns“, lächelte die Klara Reben, „das ist unser neuer Marketingleiter, Jan Hoffmann.“ Rikah und Hoffmann gaben sich die Hände, Rikah verspürte ein warmes Prickeln auf ihrer Handfläche als sich die Finger berührten. „Und das ist Rikah Fenthur. Sie ist...“, reich, dachte Rikah spöttisch „...Unternehmerin“, sagte die Verlegerin. „Im- und Export, nicht wahr?“

„Unter anderem“, murmelte Rikah unverbindlich, während sie tief in die grauen Augen in dem überaus attraktiven Gesicht

blickte. Schließlich ließ sie Hoffmanns Hand wieder los. Ihre Blicke hielten sich einen Augenblick länger fest.

„Und ich bin Gerd Steiner“, drängte sich der Vorstand wieder ins Gespräch. Auch hier wurden höflich Hände geschüttelt.

„Herr Steiner hat mir gerade erzählt, dass seine neue Motoryacht endlich fertig geworden ist“, bemerkte Rikah. Der Vorstand strahlte sie an und begann sofort auf das Verlegerpaar einzureden.

Rikah wandte sich an Hoffmann. „Sie sind also im Marketing? Ich hätte eine Frage.“ Sie deutete auffordernd mit einer Hand in Richtung Foyer vor dem Saal. Er sah sie interessiert an, lächelte ein wenig. Schöne Zähne, stellte sie fest. Sie drehte sich um und schlängelte sich durch die Menge Richtung Ausgang. Hoffmann folgte ihr. Er nahm ihren auffordernd abgewinkelten Arm und dirigierte sie leicht durch das Gedränge. Er roch gut, stellte Rikah fest. Die Hand an ihrem Arm war gepflegt und der Griff angenehm.

Im Foyer war es deutlich ruhiger. Nur wenige Menschen standen plaudernd in den Ecken, die Köpfe dicht beieinander. Hier wurde weit öfter als in den offiziellen Sitzungen der Stadtverwaltung, die Zukunft der Stadt geplant. Viel später würden die heute im geheimen geschmiedeten Pläne im Senat offiziell verkündet.

Sie spürte Hoffmanns Blick auf sich, nicht unangenehm. „Sie hatten eine Frage?“ Er lächelte leicht, amüsiert. Das gefiel ihr. Sie drehte sich zu ihm um. In ihren hohen Schuhen war sie so groß wie er. Das war selten – die meisten Männer waren kleiner als sie. Sie musterte ihn offen von oben bis unten. Sportliche Figur, breite Schultern, flacher Bauch. Und dazu offensichtlich nicht eingeschüchtert von ihr, denn er legte bei

ihrer intensiven Betrachtung nur leicht den Kopf schief, wartete ab.

„Sind Sie verheiratet?“, fragte Rikah direkt.

Hoffmann zuckte ein wenig zusammen. „Ist das eine Marketingfrage?“ erwiderte er vorsichtig und kniff leicht die Augen zusammen.

Sie beschloss, das Ganze zu verkürzen. Mit langsamen Schritten kam sie auf ihn zu und blieb sehr dicht vor ihm stehen. „Sind Sie es?“

Sie spürte seinen Atem auf ihrem Gesicht. Seine grauen Augen suchten in ihrer Mimik nach einem Hinweis, einer Antwort, was er tun sollte. Sie machte es ihm nicht leicht. Sagte nichts, blickte ihm nur tief in die Augen.

„Ja“, hauchte er. Dann fiel ihm auf, dass er nicht auf die Frage geantwortet hatte, die sie ihm gestellt hatte, sondern auf die unausgesprochene, die sich dahinter verbarg.

„Nein“. Er schüttelte den Kopf, „nicht verheiratet.“ Jetzt war er doch etwas irritiert.

Rikah dachte daran, was sie gern mit ihm tun würde, wenn sie jetzt allein wären. Sie dachte an tiefe, feuchte Küsse, daran, wie es wäre an seinen Brustwarzen zu knabbern und mit ihren Fingernägeln leicht über die Innenseiten seiner Oberschenkel zu kratzen. Daran, wie seine schönen Hände über ihre Brüste glitten, sie streichelten, leicht kneteten. Sie schickte ihm ein paar dieser Bilder und sah, wie sich seine Pupillen erweiterten. Sie glitt noch einen Schritt näher, berührte ihn leicht mit der Hüfte. Ein feiner Schweißfilm hatte sich auf seiner Stirn gebildet und er atmete rasch und flach. Rikah lächelte zum ersten Mal. Er starrte sie an. Die Erregung ging in Wellen von ihm aus, Hitze und Verlangen fast greifbar. Sein Körper an ihrem zeigte ihr wie sehr er sie begehrte. Sie beugte sich zu

ihm, sodass sich ihre Brüste gegen seinen Oberkörper drückten und flüsterte nah an seinem Ohr. Sie konnte sehen, wie sich von dem sanften Luftzug seine Nackenhaare aufstellten. „Wollen wir?“

Sie trat einen Schritt zurück, ließ ihm die Wahl. Er fing sich ein wenig, räusperte sich. „Klar.“ Er räusperte sich noch mal. „Möchten Sie gern etwas trinken gehen?“

„Nein danke, ich bin nicht durstig.“ Ruhig stand sie vor ihm und sah ihn abwartend an. Er kämpfte mit sich. Wagte es nicht, ihrem Tempo zu folgen. Dachte er, sie würde ihre Meinung ändern? Menschenmänner. Sie seufzte innerlich. Sie dachten einfach zu viel.

„Würden Sie gern mit zu mir kommen?“ brachte er schließlich heraus.

Na endlich. Sie lächelte wieder, er entspannte sich sichtlich, atmete tief ein und aus wie nach einer Mutprobe.

„Warten Sie vor dem Hotel auf mich, ich will mich nur kurz frisch machen.“ Ein letzter langer Blick und sie verschwand, ohne sich nochmals umzusehen, in Richtung der Damenwaschräume. Vor den großen Spiegeln prüfte sie ihr Make-up, puderte sich die Nase und fuhr sich kurz durch die langen dunklen Locken. Sie spürte Vorfreude in sich aufsteigen. Ihre Pupillen waren riesig in ihren braunen Augen. Achtsam dämpfte sie Ihre Emotionen. Es musste ja nicht jeder mitbekommen, dass sie vorhatte Sex zu haben. Sehr viel Sex. Mal sehen, dachte sie. Aber er schien vielversprechend ausgestattet für eine erfreuliche Nacht.

Als sie vor das Hotel, trat stand er neben seinem Wagen in der Hoteleinfahrt. Ein sportliches Modell der Oberklasse, aber kein protziger Wagen. Sie war etwas erleichtert. Ihrer Erfahrung nach wollten die Besitzer von aufgemotzten

Sportwagen meist körperliche oder emotionale Mängel kompensieren.

Hoffmann winkte den Pagen beiseite und öffnete ihr selbst die Tür. Sie glitt auf den weichen Ledersitz und ließ ihn einen großzügigen Blick auf ihr Bein werfen, das durch den langen Schlitz in ihrem Kleid freigelegt wurde. Er nutzte die Gelegenheit, mit Genuss wanderte sein Blick von ihrem schmalen Knöchel nach oben. Sie rutschte ein wenig im Sitz hin und her, sodass das Kleid bis zu den Spitzen ihrer halterlosen Strümpfe aufklaffte. Sie sah ihn auffordernd von unten an und er beeilte sich die Tür zu schließen. Mit einem satten Geräusch fiel sie ins Schloss und Rikah kuschelte sich wohligh in die Höhlung des Leders. Es knarrte leise und sie schnupperte genüsslich den würzigen Duft, der sich mit dem seines Aftershaves mischte. Seine Tür ging auf, er stieg neben ihr ein. Auflachend, als könne er nicht glauben, wie ihm geschah, legte er seinen Kopf an die Rückenlehne seines Sitzes und griff, wie Halt suchend mit beiden Händen nach dem Lenkrad. Er schüttelte wieder den Kopf und drehte sich zu ihr. Sah ihr forschend ins Gesicht. Sie sahen sich an.

„Fahr los“, sagte Rikah.

Viertausend Kilometer entfernt hockte Iri misstrauisch in der Kammer der alten Seherin auf einem Feldbett. Neben sich auf einem kleinen Tisch standen eine Mnemomuschel, ein Buch und die Reste von Iris Frühstück. Meisterin Kellen hatte angeordnet, dass Iri im Schlafzimmer der *Greisi* ihr Lager aufschlug und sie nicht eine Minute alleine lassen durfte. Selbst wenn Iri den Waschraum oder die Küche aufsuchen wollte musste sie dafür sorgen, dass eine andere Novizin in dieser Zeit bei Semphis wachte.

„Und warum? Wegen gar nichts“, schimpfte Iri zum x-ten Mal. Kellen hatte Iri vor vier Tagen bei ihrer *Aide* aufgesucht.

„Wie geht es ihr?“

Iri zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Irgendwie unruhig. Manchmal bewegt sie sich ein bisschen. Die Finger und die Augenlider.“

„Ich glaube, sie will uns etwas sagen“, nickte Kellen. „Es muss sehr wichtig sein, sonst würde sie nicht so darum kämpfen.“

Seitdem war Iri hier bei der alten Frau und fühlte sich eingesperrt. Sie wollte unbedingt heraus und ihre Freundinnen sehen. Ungeduldig schmiss sie die Stickerei, an der sie gearbeitet hatte, auf ihr provisorisches Bett und trat an das kleine, runde Fenster. Trübes graublaues Licht erleuchtete das Riff. Die Sonne war noch nicht ganz aufgegangen. Nachmittags wurde diese Seite des Tempels von ihren Strahlen direkt erhellt, sodass alle Korallen und Fische in den tollsten Farben leuchteten und das Wasser schimmerte. Ein paar Meter entfernt lauerte eine Moräne auf ein spätes Frühstück. Ihr hässlicher Kopf mit den scharfen Zähnen ragte ein Stück aus ihrer Höhle heraus. Iri wandte sich schauernd ab.

„Neiiiiin!“ Der schrille Schrei, der vom Bett kam, ließ Iri zusammenzucken. Die alte Frau hatte sich auf ihrem Lager halb aufgebäumt und streckte halt suchend die Arme aus, nach etwas, das nur sie sehen konnte. „Ihr müsst sie aufhalten. Die Menschen beschützen. Die Chanji! Rettet die Chanji. Die Conservatoren dürfen sie nicht bekommen. Sie werden sie töten! Sie ist unsere einzige Hoffnung!“

„Nimm deinen Kopf aus dem Planschbecken und sieh zu, dass du hierher kommst.“

„Ich kann heute nicht, Bille, wirklich nicht.“ Marie rieb sich die schmerzenden Schläfen. Sie hatte rasende Kopfschmerzen.

„Vergiss es, Schätzchen. Heute kommst du mir nicht davon.“ Bille kniff die Augen hinter der schwarz umrandeten Brille drohend zusammen. „Deine Viecher werden auch mal einen Abend ohne dich auskommen.“ Bille griff hinter sich ohne hinzusehen und fischte eine Zange aus dem Werkzeugkasten neben sich. Sie klemmte geschickt einen Stecker an das vorbereitete Kabel auf ihrem Bauch.

„Bleib mal kurz dran, Marie“, sagte sie ins Mikro ihres Headset. „Sie, halten sie das mal“, bat Bille den Mann, dem sie zu Füßen lag. Genau genommen, vor dem sie auf dem Rücken auf dem kratzigen, schiefergrauen Büroteppich lag. Um sie herum war ein scheinbares Durcheinander aus bunten Kabeln und Steckern. Von Bille selbst waren nur die knallrote Latzhose und schwarze Doc Martens zu sehen, der Rest steckte unter einem Schreibtisch in der vierten Etage des Hamburger Einwohnermeldeamtes.

„Wie bitte?“ blinzelte der Mann.

„Halten. Bitte“, wiederholte Bille geduldig und hielt dem Angestellten ein Kabel entgegen. Vorsichtig ergriff der schwächliche Endfünfziger das Kabel mit zwei Fingern und streckte den Arm weit von sich, als hätte Bille ihn gebeten auf eine Giftschlange aufzupassen. Derweil krabbelte Bille auf allen vieren rückwärts unter dem Schreibtisch heraus, vorsichtig darauf bedacht, den Kabelsalat unter sich nicht durcheinander zu bringen. Über die Schulter sah sie, wie einer

der jüngeren Sachbearbeiter interessiert auf ihren wohlgeformten Hintern starrte.

„He, Sie, in dem grünen Polohemd. Wenn Sie noch doller auf meinen Arsch glotzen droht Ihnen eine Vaterschaftsklage!“ Der junge Mann bekam rote Ohren und drehte sich hastig zu seinem Bildschirm um. Einige Kolleginnen kicherten unverhohlen. „Danke.“ Bille pflückte das Kabel aus der Hand des Sachbearbeiters und steckte es in den nächsten freien Switch.

„So, ich bin wieder da“, sagte sie in den Hörer. „Was ist die Ausrede des Tages?“

Marie am anderen Ende der Leitung stöhnte. „Ehrlich Bille, ich habe rasende Kopfschmerzen. Ich glaube das Erlebnis gestern steckt mir noch in den Knochen.“

„Die Leiter, meinst du?“

„Ja. Das muss es wohl sein. Und zurzeit träume ich so komisch.“ Sie wollte nicht einmal Bille gegenüber zugeben, dass sie diese merkwürdigen Episoden hatte. Das war ein zu heikles Thema.

„Du musst dich einfach mal richtig entspannen. Essen, Trinken, Chillen. Wir sehen uns um sieben.“ Bille legte einfach auf. Fassungslos starrte Marie auf ihr Handy. Das war nicht so gelaufen, wie sie es sich gedacht hatte. Sie wollte nur noch in die Badewanne und ins Bett. Daraus wurde wohl nichts. Sie räumte noch ein paar Geräte an ihren Platz und verabschiedete sich von Dr. Brodersen.

„Einen schönen Abend, Marie. Das war gute Arbeit mit dem Feuerfisch“, lächelte er.

„Danke, bis morgen“, lächelte Marie zurück. Sie mochte den dänischen Arzt mit den sandfarbenen Haaren und den breiten, sensiblen Händen. Er ging wunderbar mit den Tieren

um und war stets geduldig mit seinen Studenten und Praktikanten.

Draußen schien immer noch die Sonne zwischen düsteren, hoch getürmten Wolken hervor. Später würde es Regen geben. Das freut die Gärtner des Parks, deren frisch angelegte Blumenbeete eine Dusche gut gebrauchen konnten, dachte Marie, als sie ihr Fahrrad bestieg. Hoffentlich schaffe ich es noch trocken bis nach Hause.

*

Das Auto kam, ohne zu bremsen, von rechts aus der Seitenstraße gerast. Es erwischte das Fahrrad am Hinterrad, knapp hinter Maries rechtem Bein, sodass sie herumgeschleudert wurde. Durch die Wucht des Zusammenstoßes machte Maries Körper eine halbe Drehung in der Luft und prallte auf die Kühlerhaube des Wagens. Sie landete hart auf ihrer linken Seite, den Arm unter sich eingeklemmt. Ihre Wange knallte mit einem hässlichen dumpfen Laut auf die Windschutzscheibe. Ganz kurz konnte sie den Fahrer des Wagens durch das Glas sehen, verzerrt durch die Reflexionen auf der Scheibe. Dann gab er nochmals Gas, bog ab und Marie rutschte seitlich vom Auto. Sie schlug hart auf dem Asphalt auf, hörte noch, wie das Auto ihr Fahrrad knirschend unter den breiten Reifen zermalmte, bevor alles um sie herum schwarz wurde.

„Lady Rikah.“ Die leise Stimme in ihrem Kopf weckte Rikah. „Lady Rikah, bitte entschuldigen Sie die Störung.“ Dem Tonfall des Rufers nach tat es ihm kein bisschen leid. Tat es nie. Es war schließlich ihr Job zu rufen. Rikah gönnte sich ein unwilliges Knurren und reckte sich in den weichen, glatten Kissen. Ihr Körper war noch vollkommen entspannt nach der letzten Nacht. Der Sex mit Hoffmann war sogar noch besser gewesen, als sie gehofft hatte.

„Meister Odai möchte euch sprechen. Seid Ihr allein?“ Schlagartig war Rikah vollständig wach. Wenn Odai einen Rufer vorausschickte, um sie um ein Gespräch zu bitten, dann musste es wirklich wichtig sein.

„Sag ihm, ich brauche eine Stunde“, antwortete Rikah und schlüpfte leise aus dem Bett. Sie blickte auf den schlafenden Mann. Er lag auf dem Rücken, die Bettdecke bis zu den Hüften heruntergerutscht, die Haare zerwühlt. Rasch sammelte sie ihre verstreute Kleidung zusammen und ging nackt ins Bad. Sie rollte die gebrauchte Wäsche zusammen und stopfte sie in ihre Handtasche. Im Wandschrank fand sie eine frische Zahnbürste, putzte sich die Zähne und wusch sich die Reste ihres verschmierten Make-ups vom Gesicht. Die Haare standen ihr noch wirrer als sonst vom Kopf ab aber mit einem normalen Kamm käme sie niemals durch die wilden Locken durch. Also versuchte sie es gar nicht, sondern entwirrte nur die dicksten Knoten mit den Fingern. Während sie an der widerspenstigen Pracht zernte, kamen Bilder der letzten Nacht wieder hoch. Wie er seine Hände in ihre Haare wühlte, während sie den Kopf zurück bog. Sie reckte und streckte sich genüsslich, schlüpfte dann in ihr Kleid und die Schuhe.

Sie vergewisserte sich rasch, dass sie nichts vergessen hatte, und ging durch die Badezimmerwand direkt in den Flur

vor Hoffmanns Appartement. Sie wollte nicht riskieren, dass Hoffmann genau in diesem Moment aufwachte und sie im Flur abfang, deshalb nahm sie lieber die Abkürzung. Mit dem Fahrstuhl fuhr sie in die luxuriös ausgestattete Halle des noblen Wohnhauses, das mehrere Wohnungen auf drei Etagen umfasste. Sie fischte in ihrer Abendhandtasche nach dem Handy. Während sie die Telefonnummer der Taxizentrale wählte, betrat ein gepflegtes Paar um die Sechzig das Gebäude. Die Augenbrauen der Frau wanderten steil nach oben als sie Rikah in ihrem Abendkleid in der Halle sah.

„Guten Morgen“, grüßte Rikah.

„Guten Morgen“, grüßte der Ehemann zurück und grinste. Er starrte Rikah unverfroren von den verstrubbelten Haaren bis zu den High Heels der eleganten Abendschuhe an und es war offensichtlich, was er dachte. Rikah scherte sich nicht darum. Die Meinung der Menschen interessierte sie nur, wenn es um die Projekte ging.

„Hansa-Taxi, guten Morgen“, tönte eine weibliche Stimme mit starkem Hamburger Dialekt aus dem Handy.

„Hallo. Ich brauche ein Taxi zum Atlantic Hotel. Holen Sie mich bitte ab bei ...“ Rikah sah den Ehemann fragend an.

„Auguststraße“, erwiderte der Mann und lächelte Rikah verträumt an.

„Hans-Peter!“ empörte sich die Ehefrau und zerrte ihren Gatten am Arm fort in Richtung Fahrstuhl.

„Nummer?“, fragte Rikah.

„Drei ... uhh!“ konnte der Mann gerade noch über die Schulter rufen, während ihn seine Frau in den Fahrstuhl stopfte.

„Gibt es mehrere Hausnummern in der Auguststraße die mit drei anfangen?“, fragte Rikah die Frau vom Taxidienst.

„Die Auguststraße ist ziemlich kurz. Wenn sie nicht genau wissen, wo sie sind, Deern, dann stellen sie sich doch einfach vors Haus, das Wetter ist ganz schön draußen“, empfahl die Taxivermittlerin.

Rikah dankte und legte auf, nachdem ihr das Taxi in drei Minuten versprochen wurde. Sie schlenderte die kurze Zufahrt hinab und stellte sich vor einen der prunkvoll aus Sandstein gearbeiteten Pfeiler, die rechts und links die Einfahrt flankierten. Sie atmete tief ein und entspannte sich, während der Hamburger Verkehr eine Querstraße entfernt vorbeibrauste. Die Morgensonne schien freundlich und warm auf ihr Gesicht und sie genoss den Nachhall der letzten Nacht. Sie unterdrückte den Gedanken, was Odai von ihr wollte. Er würde es ihr bald genug erklären.

Meister Odai war ein alter Bekannter von Rikahs Familie. Er saß mit Rikahs Vater Roderink im Senat von Isharin in Albion und war, bei allem Temperament und Humor, ein besonnener, gutmütiger Mann. Als Rikah noch ein kleines Mädchen war, hatte der junge Odai ihr immer eine getrocknete Lunis-Frucht oder eine andere Leckerei zugesteckt, die er in seinem langen Mantel mit sich trug. Wenn Rikah besonderes Glück hatte, dann erzählte er den Kindern eine spannende Geschichte. Er konnte wundervoll erzählen. Rikah und ihre Geschwister saßen dicht um ihn herum am Nachtfeuer oder am Teich, je nach Jahreszeit. Sie lauschten mit großen Augen und Ohren den Sagen und Legenden aus der grauen Vorzeit ihres Volkes. Mutige Kriegerinnen und weise Seherinnen kamen darin vor, schöne Garderitter und riesige Meeresungeheuer.

Die Ankunft des Taxis riss Rikah aus ihren Erinnerungen. Der mürrische Fahrer mit Prinz-Heinrich-Mütze brachte sie innerhalb von fünf Minuten zu dem Hotel, in dessen Tiefgarage

sie ihr Auto geparkt hatte. Der in eine Livree gekleidete, gut geschulte Mitarbeiter des Nobelhotels zuckte nicht mal mit einer Wimper, als Rikah ihm den Parkschein überreichte und ein Page heranflitzte, um Rikahs Auto zu holen. Ihr tiefseeblauer Jaguar hielt neben ihr. Der Page hielt ihr die Tür auf, nahm dankend das Trinkgeld an und gönnte sich als Bonus zusätzlich einen unauffälligen Blick auf Rikahs Beine, als sie auf das Lederpolster glitt. Sie schlängelte sich geduldig in den Verkehrsfluss rund um die Alster ein und genoss wie immer den spektakulären Ausblick auf die wunderschöne Wasserfläche mitten in der Großstadt. Trotz der frühen Morgenstunde segelten schon zahlreiche Boote aller Größen mit geblähten weißen und bunten Segeln über den zum Binnensee aufgestauten Fluss. Die milde norddeutsche Sonne brachte die Wasseroberfläche zum Glitzern. Dieser Anblick war einer der Gründe gewesen, warum Rikah sich Hamburg als Wohnort ausgesucht hatte. Wasser in der Nähe war für sie ein absolutes Muss, so hatte sich die Hansestadt als idealer Wohnort angeboten. Die Außen- und Binnenalster mitten in der Stadt befriedigten ihre natürliche Sehnsucht nach dem Wasser, auch wenn das Baden darin leider verboten war. Die mächtige Elbe und der geschäftige Hafen erinnerten sie immer ein wenig an die betriebsamen Häfen in Albion und Nostrum, die sie oft mit ihrer Familie genutzt hatten auf ihren zahlreichen Reisen. Und nicht zuletzt konnte Rikah an die Nord- oder Ostsee fahren, wenn sie die Sehnsucht nach dem Meer überkam.

Trotz des dichten Berufsverkehrs erreichte sie in zehn Minuten ihre Wohnung. Per Fernbedienung öffnete sie das breite Doppeltor zur Tiefgarage und nahm den Fahrstuhl zu ihrer Penthousewohnung. Sie wischte mit der flachen Hand über den Schwingungsscanner neben der Wohnungstür, um sich

einzulassen. Aus Sicherheits- und Bequemlichkeitsgründen hatte sie sich diese Technologie einbauen lassen. Was gegen die Vorschrift war. Aber in diesem Fall piffte Rikah darauf, ob es erlaubt war, ihre Technologie in menschliche Häuser einzubauen.

Sie legte ihre Handtasche auf einen kleinen Tisch im Flur, zog ihre Schuhe aus und streifte das Kleid von den Schultern. Sorgsam drapierte sie es über einen Stuhl und ging nackt ins Wohnzimmer, das einen spektakulären Blick über die Hamburger Innenstadt bot. Bodentiefe Panoramasscheiben verliefen an allen Außenwänden. Jetzt jedoch hatte sie keinen Blick für die Aussicht. Sie duschte ausgiebig und wusch sich die Haare. In ihrem blauen seidenen Morgenmantel verließ sie das Bad und überlegte, ob sie schon hungrig war. Die letzte Mahlzeit hatte sie gestern vor dem Empfang zu sich genommen. Nein, das hat noch Zeit, dachte sie. Rikah aß gern in Ruhe und ein Blick auf die Uhr zeigte ihr, dass Meister Odai gleich auf sie warten würde. Sie legte sich lang ausgestreckt auf das bequeme meergrüne Sofa, das Platz für vier Personen bot, stopfte sich eines der großen perlmuttfarbenen Seidenkissen in den Nacken und seufzte wohligh. Licht flutete über ihre Haut, die Temperatur im Zimmer war mit 26 Grad genauso wie Rikah es mochte. Das riesige runde Aquarium in der Zimmermitte warf schillernde Reflexionen an die Wände. Bunt und silbrig glänzende Fische verbreiteten Ruhe und Fröhlichkeit und erinnerten sie an zuhause. Rikah atmete tief und gleichmäßig, lockerte ihre Muskeln nach und nach, von den Zehen bis zur Stirn. Auch nach all den Jahren als Meisterin genoss sie das Einstimmen immer noch. Sie konnte natürlich jederzeit auf Empfang gehen aber das bewusste Loslassen dieser Welt, das Übertreten beglückte sie jedes Mal.

„Ich sehe dich wohl, liebe Rikah.“ Odais warme, vertraute Stimme durchbrach die Stille in Rikahs Kopf.

„Ich sehe dich wohl, Senator Odai“, gab Rikah den Gruß respektvoll zurück.

„Wie ergeht es dir in der Ferne?“, neckte sie ihr alter Freund.

„Ich fühle mich sehr wohl. Danke sehr, *Meister*.“ Sie konnte fast sehen, wie er bei der Anrede das Gesicht verzog.

„Werde ja nicht frech.“

„Wie geht es dir und allen in Nostrum?“, fragte Rikah.

„Die Dinge stehen gut. Wir fühlen uns wohl.“ Rikah hörte ein Lächeln in Odais Stimme, als er weitersprach. „Ich soll dich von deiner Mutter grüßen.“ Seit der Scheidung lebte Meridis in Nostrum, so weit entfernt von Rikahs Vater wie möglich.

„Ich danke dir. Bitte grüße sie zurück und sage ihr, ich fühle mich wohl. Und ich ziehe mich warm genug an“, fügte sie grinsend hinzu. Odai schnaubte.

Es trat eine Pause ein, Rikah wartete ruhig ab. Die Stille zog sich hin. Offensichtlich rang Odai mit den Worten und Gedanken. Rikah war verblüfft. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Was konnte so schwierig auszusprechen sein, dass der alte Freund solche Mühe hatte, die richtigen Worte zu finden?

Schließlich spürte Rikah ihn tief einatmen, bevor er sprach.

„Mir wurde berichtet, dass es eine Chanji gibt.“

Rikahs Augenbrauen schnellten nach oben. „Wo?“, rief sie aus, bevor sie sich beherrschen konnte.

„Eine der Seherinnen in Prime hat sie erspürt.“

Dieses Mal gelang es Rikah abzuwarten, obwohl die Neuigkeit verblüffend war. Es lebten kaum Menschen in der Nähe der Seherinnen von Prime. Rikah zwang sich zur Geduld.

„Das letzte Mal, dass sie die Chanji gespürt hat, war vor drei Tagen. Ihre Betreuerin und deren Ausbilderin haben beide berichtet, dass die Träume in den letzten drei Monaten schon mehrmals vorgekommen sind.“

„Die Seherin ist eine *Greisi*?“

„Es ist Semphis, eine der ältesten Seherinnen des Ordens. Kennst du sie?“

Rikah schüttelte den Kopf. „Nein, nicht persönlich. Aber sie war schon seit Jahren nicht mehr wach, soweit ich weiß?“

„Das stimmt. Aber ihre Träume sind eindeutig.“

„Ist sie sich sicher, dass es eine Chanji ist? Kein potentieller Novize, der noch nicht berufen wurde?“, fragte Rikah.

„Meisterin Kellen ist eine sehr erfahrene Traumdeuterin. Sie würde nie eine so ungeheuerliche Behauptung aufstellen, wenn sie sich nicht sicher wäre.“

Da musste ihm Rikah zustimmen. Sie kannte die Meisterin Kellen zwar nur flüchtig, von den wenigen Besuchen in Prime. Aber sie hatte ebenfalls den Eindruck, dass sie besonnen genug war, um so einen Verdacht gründlich zu prüfen, bevor sie damit an Odai herantrat.

„Hat sie einen Verdacht wo die Chanji sein könnte?“, fragte Rikah und spürte im gleichen Moment, warum Odai mit dieser Nachricht zu ihr gekommen war. Der alte Meister ließ die Gedanken für einen Moment im Raum hängen, da er spürte, dass Rikah verstand.

„Du warst schon immer besonders empathisch“, schmunzelte er. „Ich konnte vor dir noch nie die Verstecke der

Süßigkeiten verheimlichen.“ Dann wurde er wieder ernst. „Rikah, ich weiß, das ist eine heikle Situation. Schon seit Generationen hat es kein Gerücht über Chanji mehr gegeben. Aber ich weiß, du hast die Fähigkeiten, dich diskret um diese Angelegenheit zu kümmern. Ich brauche dir nicht zu sagen, wie gefährlich und heikel der Vorfall ist. Wenn die Conservatoren davon erfahren sollten, werden sie alles daran setzen, die Chanji ebenfalls zu finden. Und du weißt, sollte an dem Gerücht auch nur ein wenig Wahres sein, was dann passieren wird.“

Rikah war sich dessen nur zu sehr bewusst. „Wer weiß bisher davon?“, fragte sie.

„Nur die zwei Priesterinnen, du und ich. Kellen war sehr vorsichtig. Sie hat es selbst der Oberin bisher verschwiegen.“

Rikah zögerte vor ihrer nächsten Frage, doch Odai spürte es und kam ihr zuvor. „Kellen ist eine entschiedene Gegnerin der Conservatoren. Sie hat ihren Vater in den Kämpfen verloren. Wir können ihr vertrauen.“

„Das gibt uns etwas Zeit.“ Rikah war sich bewusst, dass der Bund der Conservatoren früher oder später von der Chanji erfahren würde. Aber im Moment waren sie ihnen einen Schritt voraus.

„Wo ist sie?“

„Das ist unklar. Die Betreuerin von Semphis hat rechtzeitig die Prophezeiung mit einer Mnemomuschel aufgezeichnet. Kellen hat sie wiederholt abgehört, aber sie kann nicht erkennen, wo die Chanji zu finden ist. Du wirst dich auf deinen Instinkt verlassen müssen.“

„Was soll ich tun, wenn ich die Chanji gefunden habe?“

„Eines nach dem anderen. Ich werde mich mit deinem Vater beraten. Bei ihm kann ich wenigstens sicher sein, dass er

auf unserer Seite ist. Dann reise ich persönlich zu einem Treffen des inneren Zirkels. Ich habe dir jemanden geschickt, der dir helfen wird. Die Stadt ist groß und die Zeit drängt.“

„Wen hast du geschickt, Meister?“ Rikah konnte ein leichtes Misstrauen nicht unterdrücken. Odai klang eine Spur zu heiter.

„Jorasch wird jeden Moment bei dir eintreffen.“

„Odai! Das kannst du nicht ernst meinen.“ Rikah rang mit ihrer Fassung. „Er ist verantwortungslos, sprunghaft, unzuverlässig und ein ...“ Sie suchte nach einem passenden Ausdruck für diesen Rotzlöffel. „... eine Plage“, schloss sie lahm.

Der Meister schnalzte missbilligend mit der Zunge. „Aber Rikah. Wir müssen Verbündete, denen wir vertrauen können, lange suchen, vor allem in diesen schweren Zeiten.“

„Ich arbeite immer allein.“

„Und das machst du auch hervorragend, wenn es darum geht, die Pläne der Menschen zu erkunden. Aber in diesem Fall müssen wir anders vorgehen. Der Feind kommt aus unseren eigenen Reihen. Die Conservatoren haben ihre Spione überall. Bei Jorasch können wir sicher sein. Genauso wie bei deinem Vater. Außerdem ist er clever und ein hervorragender Kämpfer. Immerhin“, lächelte Odai, „ist er dein Bruder.“

Rikah knirschte mit den Zähnen.

„Sein Schiff kommt heute Mittag an. Viel Glück, Rikah. Meine Gedanken sind bei euch.“

Marie lag am Strand. Über ihr wölbte sich ein zartvioletter Himmel, mit vielen kleinen goldenen Wolken. Sie spürte das sanfte Rauschen der Wellen, die an den Strand aufliefen. Fast schien es ihr, als würden die Wellen direkt durch sie hindurch strömen. Die Sonne schien warm auf ihre Haut, eine sanfte Brise strich über ihren Körper. Sie spürte den weichen Sand, auf dem sie lag. Glücklicherweise fuhr sie mit den Händen über die sanfte Oberfläche unter sich und bohrte ihre Zehen in den weichen Grund. Sie roch die würzige Meeresluft und sog sie genießerisch in die Lungen.

„Hallo, Marie“. Die Stimme war dunkel und sanft, wie Schokolade und Teddyflausch, dachte Marie. Sie war zu träge, um zu antworten, wünschte sich aber, dass er weiter sprechen würde. Er hörte sich so gut an.

„Schön hast du es hier. Friedlich.“ Seine schöne Stimme umhüllte sie so sanft wie die milde Brise. Sie spürte, wie sie eine Gänsehaut bekam. Sie wüsste gern, zu wem die Stimme gehörte aber sie wollte den Kopf nicht drehen. Es war nicht wichtig. Seine Stimme war ihr genug.

„Ich habe dich gesucht, Marie. Und jetzt, wo ich dich gefunden habe, stelle ich fest, dass ich dich schon sehr lange gesucht habe. Mein ganzes Leben lang.“

Er hatte einen ganz leichten Akzent, den Marie nicht einordnen konnte. Er kam ihr aber vage bekannt vor. Sie hatte diesen Klang schon einmal gehört, vor langer Zeit. Jetzt wollte sie aber doch wissen, wer dort neben ihr saß und so wunderschöne Sachen zu ihr sagte. Kaum hatte sie diesen Gedanken formuliert, da spürte sie eine Bewegung neben sich. Ein Arm streifte sie sanft, ein Schatten fiel auf ihr Bein. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie sich jemand vorbeugte. Die Brise trug einen angenehm männlichen Duft zu ihr herüber. Sie

hätte nicht sagen können, wonach er genau roch, aber es war Seife, Sonne und irgendetwas herb-fruchtiges mit dabei. Sie spürte, wie er sich weiter vorbeugte, spürte die Wärme seines Körpers dichter neben sich. Langsam schob sich ein dunkler, strubbliger Haarschopf in ihr Gesichtsfeld. Strahlende braune Augen lugten unter geraden, leicht melancholischen Brauen hervor. Er hatte eine ziemlich große, gebogene Nase und ein gut geschnittener Mund, reizvoll geschwungen und zu einem leichten Lächeln verzogen.

„Hallo“, sagte er nochmals und lächelte sie sanft an. Sein Gesicht passte genau zu seiner Stimme, seiner Wärme und seinem Duft. Marie wollte sich an ihn schmiegen und ihre Nase an seinem Hals vergraben, um ihn ganz tief einzuatmen. Ihre Hand hob sich wie von allein. Kurz vor seinem Gesicht hielt sie inne und sah ihm in die Augen. Er sah auf ihre Hand, in ihr Gesicht. Als er gefunden hatte, was er suchte, schloss er die schönen braunen Augen und schmiegte seine Wange in ihre erhobene Hand. Sie fühlte seine Haut an ihrer Handfläche, einen Hauch von Stoppeln über der weichen Glätte. Eine überwältigende Zärtlichkeit überkam sie. Wer war er? Wieso war er hier?

Er schlug die Augen auf. „Ich bin wegen dir hier“, sagte er.

Oha. Das ist schön. Du bist schön. Und du riechst gut. Wieso ist der Himmel lila, fragte sie in Gedanken.

„Weil du das so möchtest.“ Um seine Augen bildeten sich kleine Lachfältchen. Er ist ungefähr so alt wie ich, schoss ihr durch den Kopf.

„Ein bisschen älter, denke ich schon“, sagte er.

„Du kannst hören, was ich denke, nicht wahr?“

„Und ich kann es spüren.“ Er nahm ihre Hand von der Wange und legte sie auf seine Brust, wo er sie mit seiner bedeckte. „Ich kann dich hier spüren.“

Ein gutaussehender Mann, der genau verstand, was Marie dachte. So etwas kann ja nur ein Traum sein, dachte Marie. Er grinste und sie biss sich auf die Lippe. Richtig. Das hatte er gehört.

Sanft liebte er eine lange blonde Haarsträhne, ließ seine Finger durch ihre Locken fahren. Sein Blick wanderte über ihr Gesicht, prägte sich jede Einzelheit genau ein. Aus irgendeinem Grund war ihr sein intensiver Blick nicht unangenehm. Bei jedem anderen wäre sie längst aufgestanden und gegangen aber unter seinem Blick fühlte sie sich schön und ... wichtig.

„Ja“, sagte er leise, „das bist du. Du bist wunderschön und du bist mir sehr wichtig. Für mich bist du der wichtigste Mensch der Welt.“ Er streichelte sanft ihren Wangenknochen und fuhr dann mit den Fingerspitzen über ihr Kinn. Ihr Mund wurde ganz weich, ihre Lippen teilten sich und er strich hauchzart mit dem Daumen über ihre Unterlippe. „Wunderschön“, murmelte er. Sie sah ihn an und wusste, dass er sie so sah. So wie er ihre Gedanken und Gefühle lesen konnte, war sie in der Lage, seine Gefühle zu teilen. Sie spürte seine Ehrfurcht, seine Freude und seine Erregung. Er kniete neben ihr, dicht über sie gebeugt. Sie streckte den Arm aus und umfing seinen Nacken. Als sich ihre Blicke trafen, spürte Marie ein sehnsuchtsvolles Ziehen im Herzen, im Bauch, im Unterleib. Sie kam ihm halb entgegen. Als ihre Lippen sich trafen, schmeckten sie ganz vertraut. Er liebte ihren Mund sanft und neugierig. Sie erkundeten sich genüsslich und schier endlos. Dann wanderten seine Lippen zu ihrem Hals und

verursachten Welle um Welle von Gänsehaut. Sie vergrub ihre Hände in seinen weichen Haaren und schnurrte genüsslich. Er hob den Kopf und lächelte.

„Ich bin hier, nicht wahr?“, fragte sie.

„Ja.“ Er beobachtete sie abwartend. Sie versuchte, darüber nachzudenken aber ihr Kopf war eigenartig leer. Sie war nicht in der Lage klar zu denken, es schien ihr auch nicht wichtig.

„Gut“, befand Marie und küsste ihn wieder. Sie streichelte über seinen Rücken und seine Arme und spürte kräftige Muskeln unter seinem Hemd und hatte große Lust, die Haut darunter zu erkunden. Fast gierig zog und zerrte sie das Hemd aus seiner Hose und ließ ihre Hände unter den Stoff schlüpfen. Jemand stöhnte wohligh, aber Marie hätte nicht sagen können, ob sie es war oder er. Sie spürte deutlich seine Begierde. Wieder war es, als könne sie seine Gefühle spüren und nicht nur von außen beobachten. Sie war wie berauscht von den Gefühlen, die sie empfand. Als er begann, ihre Haut zu streicheln dachte sie, dass sie vor Wonne vergehen würde. Sie wollte ihn jetzt gleich, gleich hier am Strand. Näher, flehte sie lautlos, noch näher! Mit beiden Händen zugleich schob er Maries T-Shirt nach oben und küsste ihre Brüste, streichelte ihre Haut, die prickelte wie unter Strom und fuhr mit den Händen über ihre Rippen und ihren Bauch. Sie stöhnte laut auf.

„Marie“, stöhnte er und stemmte seinen Körper hoch, um ihren zu bedecken. Schwer lag er auf ihr, seine Beine zwischen ihren, seine Brust an ihre gepresst. Sie streichelte seinen Hintern in den engen Jeans und seine Küsse wurden fast grob. Ihr war das nur recht. Sie kannte sich gar nicht mehr wieder. Diese hemmungslose Frau am Strand war eine völlig neue Marie, aber sie genoss jeden Moment. Wieder stöhnte sie laut auf, als er ihren Rücken lieb kostete und sie sich nur noch

wünschte, dass sie endlich die lästige Kleidung loswerden könnten.

„Haben Sie Schmerzen?“ Marie kämpfte mit seinem Hemd. Sie hatte es schon zu seinen glatten, muskulösen Schultern hochgeschoben und wollte es ihm eben über den Kopf ziehen. „Sind Sie wach? Können Sie mich hören?“ Wie nervig, dachte Marie und knurrte unwillig. Er sah sie überrascht an.

„Frau Balder?“, fragte die Stimme, diesmal in erhöhter Lautstärke. Das Gesicht des Mannes begann zu verblassen. Nein, bleib bei mir, rief sie lautlos und verzweifelt.

„Ich wache über dich“, hörte sie ihn noch sagen, dann war er weg.

„Nein“, entfuhr es ihr kläglich.

„Frau Balder, alles in Ordnung mit Ihnen?“. Marie spürte, wie sie sanft an der Schulter berührt wurde und öffnete unwillig ihre Augen.

Sie sah eine kleine philippinische Schwester mit runzligen, freundlichen Augen in grau-weißer, steif gestärkter Schwesterntracht neben sich stehen. Statt mit einem hinreißenden Mann am Strand zu liegen, befand sie sich allein in einem Krankenhausbett.

(Ende der Leseprobe)